

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 94 (1974)

Artikel: Erinnerungen eines Amerikaschweizers im 19. Jahrhundert
Autor: Studer, Oswald
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OSWALD STUDER

Erinnerungen eines Amerikaschweizers im 19. Jahrhundert

(Einleitung und Auswahl der Textstellen durch die Redaktion)

Der am 7. Oktober 1834 in Buchs auf der Zürcher Landschaft geborene und im November 1854 nach Amerika ausgewanderte Daniel Schmid sandte um 1893 seine «Memorien» an die in der Schweiz zurückgebliebenen Brüder.

Als Kind hat er das Schlachtfeld des Sonderbundskrieges in Gisikon besucht, als Soldat kämpfte er im Sezessionskrieg in den Reihen der Yankees. So ist das Leben dieses einfachen und kleinen Mannes tief durch die nationalen Wirren seiner Zeit beeinflusst worden. Wenn auch seine Schilderungen des amerikanischen Bürgerkampfes, des ersten modernen Grosskrieges, mit später angelesenem Wissen durchsetzt sind, so bleibt doch das unmittelbare persönliche Erlebnis im Vordergrund. Nicht weniger unterhaltsam lesen sich seine Anstrengungen im rauen amerikanischen Erwerbsleben; die ganze Mobilität und die unbegrenzten Möglichkeiten der Neuen Welt schimmern hier durch.

Im Taschenbuch 1963 sind teilweise die Erlebnisse des patrizischen Hasardeurs Albert Mousson, Sohn des Zürcher Bürgermeisters, veröffentlicht worden. Er kämpfte anfänglich auf Seiten des Südens. Sicher ist es reizvoll, sozusagen als Pendant Daniel Schmid sprechen zu lassen.

Jugend- und Schuljahre

Ich glaube viele, wenn nicht die meisten Menschen machen die Erfahrung, dass an und für sich unbedeutende Begebenheiten in der frühen Jugend sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen. Ich erinnere mich solcher, die sich in der Umgebung meines Geburtshauses, am westlichen Ende der Gemeinde Buchs, abspielten. Mein Geburtshaus war eines der grössten Gebäude im Dorfe, von unserem

Grossvater erbaut, mit einer schlanken Tanne nahe dem Haupteingang. An einem Sonntagmorgen, als alle in der Kirche waren, schnitt ich mir einen kleinen Stab und praktizierte das Werfen desselben und hatte so guten Erfolg, dass ich einige Fenster einwarf. Eine gute Nachbarsfrau, bei der ich in meiner Angst Zuflucht nahm, war mein Fürspruch beim gestrengen Vater, und von der Tracht Prügel die ich verdient hätte, blieb ich verschont.

Eines Tages ging Mutter selig weg, ich glaube, um Mittagsbrot den Leuten im Felde zu bringen und gab mein Schwesterchen Barbara in meine Obhut. Bald nachher kamen Vetter Meiers Jungens, ich glaube Jacob und Hartmann, mit einem Kinderwägelchen, in welchem Elisa (Idas Schwester) lag, und überredeten mich, mitzugehen in die Wiesen und ins Ried hinunter. Nach einigem Zögern und nachdem ein Nachbarmädchen versprochen hatte, für Barbara zu sorgen, ging ich mit. In den Wiesen sahen wir viele, viele Störche beisammen, und es kamen noch andere mehr von allen Seiten angeflogen. Es schien eine allgemeine Revue zu sein, vor dem Abflug nach dem fernen Süden. Gewiss, dies war interessant genug. Weitergehend, und in das sumpfige Ried kommend, langten wir an einem Bach an, und es galt, wer denselben am besten überspringen könne. Jacob sprang hinüber und herüber. Ich, mit meinen kurzen Beinen, wollte es auch nachmachen, aber plumps zappelte ich im Wasser, und meine Vetterchen hatten ihre liebe Not, mich vom Ertrinken zu retten. Sie zogen mit Elisa ab; und ich, nass wie ein Pudel, ging zu meinem Vetter, Jakob Schmid, im Trübenbach — ein Heimwesen gegen Otelfingen hin — wo ich meine Kleider trocknete und gegen Abend mit Angst und Bangen dem Dorfe zuschlich, in der Hoffnung, meine Mutter zu sehen. Die würde mich schon in Schutz nehmen, trotz der Angst, die ich ihr gemacht hatte. Aber anstatt der Mutter, fiel ich dem Vater in die Hände, der mein Sitzleder so lange bearbeitete, bis er müde war.

Meine Grossmutter ging bisweilen auf den Gemüsemarkt nach der Stadt Zürich. Sie füllte einen grossen Korb voll Kirschen oder andere Früchte, setzte denselben auf den Kopf und ging so nach der Stadt. War einmal mit ihr. Wie ich die Stadt, die Leute, den See, den Fluss und alles andere anstaunte und bewunderte, kann man sich denken. War auch einmal mit ihr in Baden, Kt. Aargau, wo sie mich mit ins heisse Bad nahm. ...

Als Vetter Meier die Dälliker Mühle übernahm, kaufte der Vater sein Haus mitten im Dorfe, beim Brunnen, und übernahm zugleich

die darin gehaltene Post und die Wirtschaft. Meine Schulzeit kom-
mend, ging ich gerne zur Schule und stieg von Klasse zu Klasse,
alles lernend, was der Schulmeister (Schullehrer sollte ich eigentlich
sagen) zu lehren hatte. So im Laufe der Jahre wuchsen dann auch
die anderen Geschwister heran. Schwester Barbara, die von uns Jun-
gens viel zu leiden hatte; Jean, der ein munterer Junge und immer
zu allen möglichen Streichen aufgelegt war. Jacques war ein
stiller, ruhiger, fast schüchterner Junge, und zwar in dem Masse,
dass Jean, der für jeden einen Namen hatte, ihn «Trockenböhnlern»
nannte.

Von Hartmann und Herrmann, die noch zu jung waren, als ich
noch bei Hause war, wusste ich weniger und Du warst noch nicht
geboren. So flossen die Schuljahre dahin. Vater selig und Mutter
selig hatten viel schwere Arbeit und Mühe und Sorgen. Als ich dann
heranwuchs und etwas stärker wurde, musste ich im Hause und im
Felde helfen, so gut ich konnte und Vater übergab mir die Besorgung
der Postsachen. Musste nach Dällikon die Postsachen holen und die
Briefe austragen im Dorfe und den umliegenden Gehöften. Öfters
kam ich abends spät in der Dunkelheit, in Sturm, Regen oder Schnee,
abgemattet nach Hause; und da ich öfters schwere Geldpakete hatte,
kann man von Glück sagen, dass ich nie beraubt worden bin. Aber
ich hatte einen guten, treuen Hund, namens «Bello» — von der
Hühnerhund-Rasse — immer bei mir, der mir öfters zeitliche War-
nungen gab, wenn Gefahr drohte. ...

Das Jahr 1846 war ein ausgezeichnetes Weinjahr. Vater presste
drei Sorten: weiss, leicht rot und dunkelrot. Der letztere war so dun-
kel, dass Vater damit schreiben konnte. Der weisse Neuwein (Suser)
war so milde zu trinken wie Milch, aber die Stärke desselben sollte
ich zu meinem Leidwesen ausfinden. Meine Aufträge hatte ich immer
so gut besorgt, dass Vater mir vertraute, eine Bestellung für frisches
Fleisch bei einem Metzger in Regensdorf zu machen. Bevor ich ging,
trank ich eins oder vielleicht auch mehrere von dem Weissen, und da
eben ein Krämer, der bei uns einkehrte, angefahren kam und auch
nach Regensdorf wollte, so lud er mich ein mitzufahren. Auf dem
Wege fing der Suser an zu wirken. Der Krämer, als Mann, sollte Ver-
stand genug gehabt haben, mich so schnell wie möglich an Ort und
Stelle zu bringen. Statt dessen kehrte er unterwegs in Adlikon ein
und nötigte mir noch mehr Suser auf. Die natürliche Folge war,
dass — in Regensdorf angekommen — ich unfähig war, meinen Auf-
trag zu besorgen und den Rückweg durchs Ried nehmen wollte.

Aber ausserhalb dem Dorfe, unter einem Baum, schlief ich ein und Bello bewachte mich so treu, dass ein vorbeigehender Bürger, der mich wecken wollte, von ihm weggetrieben wurde. Dieser Bürger machte die Dälliker Sekundarschüler, die auf dem Heimwege waren, auf mich aufmerksam. Bei denselben waren Jakob und Hartmann Meier, die mich natürlich kannten und mich nach Hause (der Dälliker Mühle) nahmen, wo ihre Mutter, Base Meier (Idas Mutter), mich wieder herstellte und Jakob mir zur Begleitung nach Buchs zurück gab. Zum Glück sah ich beim Heimkommen zuerst die Mutter, die mich sogleich aus dem Wege und ins Bett schaffte. Die Lektion vom nächsten Morgen habe ich nicht vergessen.

Im Spätjahr 1847, ich war eben 13 Jahre alt geworden, war ich mit Vater und seinen Leuten auf einem Acker westlich vom Dorfe mit Kartoffelnausgraben beschäftigt. So viele Kartoffeln haben wir noch nie gesehen, sagten die Leute; aber sonderbar, jede Kartoffel hatte schwarze Flecken. Es war das erste Jahr der Kartoffelkrankheit.

Bevor wir jenes Feld verliessen, hörten wir von weiter Ferne grollenden Donner, bei lichtem Sonnenschein, was wir uns nicht gleich erklären konnten. Aber Vater gab uns die Aufklärung, dass dies der Kanonendonner einer Schlacht zwischen unseren Truppen und den Sonderbündlern sein müsse; und so war es auch. Am nächsten Tag war natürlich grosse Aufregung, und Vater, Lehrer Pfister und Schmied Maurer beschlossen, den Kampfplatz Gislikon bei Luzern zu besuchen. Ich liess Vater und Mutter keine Ruhe, bis sie mir erlaubten, auch mitzugehen. Lehrer Pfister nahm auch seinen Jungen, Jacob, mit, und so gings eines schönen Novembertages in die frische Morgenluft hinaus. Zuerst nach der Stadt Zürich, von dort nach Albisrieden, wo Vater die Schwester unserer Mutter besuchte, dann hinauf das Albisgebirge, auf dessen Höhe uns eine heimkehrende Basel-Stadt-Batterie entgegenkam. Dann den Hang hinunter, an dessen Fusse wir Verhaue trafen, die unsere Truppen aufhalten sollten. In die Baarer-Ebene mit den vielen Obstgärten kommend, passierten wir das Denkmal unseres Reformators, Ulrich Zwingli, errichtet auf dem Platze, wo er gefallen ist in der Schlacht bei Kappel. In der Stadt Zug angekommen, fanden wir dort unsere Soldaten ein munteres, lustiges Leben führen. Von dort segelten wir den Zugersee hinauf nach Immensee, am nördlichen Fusse des Rigiberges, wo wir Nachtherberge nahmen. Für Abendessen hatten wir eine dicke Milchsuppe mit Birnenmost. Dieser Birnenmost war ein ausgezeichnete

Artikel, hochgelb und glänzend und so stark wie Wein. So stark, dass unsere alten Jungens ziemlich munter und patriotisch wurden. Der Wirt machte sie darauf aufmerksam, etwas ruhiger zu sein, weil noch keine eidgenössische Besatzung eingerückt sei. So gings dann in die Schlafzimmer. Zum Unglück fand Schmied Maurer eine Trommel unter dem Bette, und sogleich praktizierte er den Generalmarsch. In kurzer Zeit war das Haus von einem Haufen aufgeregter, lärmender Sonderbundsbürgern umringt, die drohend unsere sofortige Verhaftung verlangten, und unser Wirt hatte seine liebe Not, die Leute zum Hinausgehen zu bewegen. Nach diesem Intermezzo hatten wir einen guten Schlaf und erwachten früh und neugestärkt zum Weitermarsch. Vorher aber nahmen wir noch eine dicke Milchsuppe und von dem rebellischen Birnenmost. Von Immensee gings nach kurzer Zeit die historische «Hohle Gasse» hinunter nach Küsnacht. Dort fanden wir wieder unsere Truppen, und welche von den Soldaten warnten uns, keine von den Würsten zu essen, welche da und dort herumlagen, weil dieselben von den Einwohnern vergiftet worden seien. Ein kleines Ruderschiff besteigend, wollten wir den See hinunter nach Luzern fahren. Da aber das Schifflein zu voll und bereits immer am Versinken war, verlangte mein Vater, trotz aller Widerrede, unbedingt eine Landung bei Neu-Habsburg, am Nordufer des Vierwaldstättersees. Nachher hatten wir ein bequemes Schiff bis nach der Stadt Luzern. Oh, es war herrlich auf dem spiegelglatten See, umgeben von den mächtigen Alpenbergen, deren höchste Spitzen von der aufgehenden Sonne wie mit Gold überschüttet erschienen. In Luzern, in der Nähe des Schweizerhofs landend, sahen wir eben, wie General Dufour eine Revue abnahm. Sahen auch Thorwaldsens Löwendenkmal, errichtet dem Andenken der in Paris gefallenen Schweizergarde. Als wir westlich von Luzern auf das Gisikonener Schlachtfeld kamen, fanden wir noch viele Überbleibsel von getötetem Vieh und Pferden, zerschossenen und abgebrannten Häusern und die Brücke über die Reuss in sehr schadhaftem Zustande. Nachher ins Freie Amt im Kanton Aargau kommend, schwenkten wir rechts ab und per Schiffsfähre wieder über die Reuss setzend, waren wir im Knonauer Amt, Kanton Zürich, und bald nachher wieder bei Hause. Ich dankte Vater und Mutter ganz herzlich für die grosse Freude, die sie mir mit dieser Reise gemacht hatten. ...

(Sekundarschulzeit und Eintritt in eine Winterthurer Bank, Besuch der Industrieschule, nach zwei oder drei Jahren Winterthur Übersiedlung nach Zürich, wo Schmid bei einem J. H. Fäsi eine Stelle annahm)

Während dieser Zeit logierte ich im «Pfauen», einem Gasthof in Hottingen, einer der Vorstädte Zürichs, gehalten von einem Herrn Meier aus meiner Heimatgemeinde Buchs. Damals war die Eisenbahn von Schaffhausen nach Zürich noch nicht fertig und jeden Morgen früh, zur bestimmten Zeit, hörte ich den Postillion sein Horn blasen, wenn der Postwagen, von Schaffhausen kommend, von Oberstrass her bei uns vorbeirollte. Dies war für mich die Zeit zum Aufstehen; und eigentümlich, wie ich aufstand, hatte ich regelmässig das Nasenbluten, und so, wenn ich mich nicht irre, einen Monat lang, bis es sich allmählich verlor. Ich ging dann gewöhnlich bei schönem Wetter nach der nahen Promenade, um im Morgengrauen die Umgebung der Stadt (wenige sind reizender), die herrlichen Seegelände und den majestätischen Alpenkranz zu bewundern. Oh, das Leben war schon da, aber je länger je mehr kam ich zur Überzeugung, dass ich meine Stellung nicht halten könne und machte weitere Pläne für die Zukunft. Zu dieser Zeit (1854) hörte ich, dass zwei junge Buchser, Daniel Pfister und Andreas Gnepf, entschlossen seien, nach Amerika auszuwandern; und da schon lange der Reisedrang in mir steckte, so war ich auch gleich mit dem Amerikafieber behaftet und trat in Verbindung mit meinen zukünftigen Reisegenossen. Aber wie ich befürchtete, mein Vater wollte nichts davon wissen. Er sagte: «Habe nun schon so viele Auslagen mit Dir gehabt, um Dir Gelegenheit zu geben Dein Brot im eigenen Vaterlande zu verdienen. Ich werde Dir nie dazu helfen, demselben den Rücken zu kehren.» Ich antwortete, dass Herr Fäsi mir schon bedeutet habe, dass ich meine Stelle bei ihm nicht zu seiner Zufriedenheit ausfülle, und dass er eine Änderung vornehmen müsse. Sei dies geschehen, habe ich weder in Zürich noch irgendwoanders Gelegenheit, in einem Handlungshause Anstellung zu finden, und er werde mir doch nicht zumuten wollen, als verfehelter junger Mann nach Buchs zurückzukommen, zum Spott meiner Jugendgenossen; er solle mich lieber ziehen lassen, ich würde mir schon eine Bahn brechen. Er liess sich aber noch nicht bewegen. Eben zu dieser Zeit wurde in der Schweiz stark rekrutiert für die englische Fremdenlegion im Krimkriege. Ich fasste den Entschluss, dass wenn ich nicht nach Amerika gehen könne, ich zur Legion gehen würde. Als ich dies Vater und Mutter mitteilte, waren sie beide sehr bestürzt und durch dringendes Zureden meiner Reisekameraden gaben die Eltern endlich nach, und der Vater gab mir zu meinem gesparten Gelde noch viel mehr dazu, um die nötigen Unkosten für den Reisecontract etc. zu bestreiten und damit noch etwas übrig

blieb fürs weitere Fortkommen auf der anderen Seite des grossen Wassers.

So war dann der Entschluss gefasst, dass ich nach Amerika auswandern könne. Ich nahm von Herrn Fäsi meinen Abschied. Er bezahlte mich liberal für die geleisteten Dienste und gab mir sein Recommendationsschreiben an ein deutsches Haus in New York. Nachdem ich in Zürich alle meine Geschäfte abgewickelt hatte, kam ich nach Buchs, um Abschied zu nehmen; zuerst bei Gotte und Götti und den anderen Bekannten in der Gemeinde. Meine Gotte gab mir ein schönes Neues Testament. Ich musste mit ihr und ihrem alten Gemahl, Herrn Pfarrer Beiel, eine Flasche 1811er Wein trinken, und sie gab mir gute Ermahnungen auf den Weg. Bei Hause nahm ich zuerst von meinen Geschwistern: Schwester Barbara, Bruder Jacob, Jean, Hartmann und Herrmann Abschied. Hartmann und Herrmann waren noch sehr jung und Du, Matthias, warst noch Säugling oder noch nicht geboren. Stillen und ernsten Abschied nahm ich vom lieben Vater. Es tat mir sehr weh daran zu denken, wie viel Gutes er mir getan und dass ich es ihm nicht besser vergelten konnte. Mit Wehmut und Tränen warf ich mich an die Brust der lieben, lieben Mutter. Oh, wie schmerzvoll war doch dieser Abschied, sie wollte mich nicht lassen. «Oh, mein lieber Daniel, ich kann Dich nicht wiedersehen auf dieser Welt», sagte sie immer und klagte. Mit ihren Küssen bedeckt und ihren Tränen benetzt, machte ich mich endlich los, denn draussen auf der Strasse hatte Hans, mein ältester Bruder, eine Art Dorfmusik improvisiert, und diese hatte eben einen Marsch intoniert. So schloss ich mich meinen Reisekameraden an, begleitet von Jugendfreunden bis nach Otelfingen. Aber die Musik vermochte mich nicht heiterer zu stimmen. Ich konnte den betrübten Vater und die weinende Mutter nicht so leicht vergessen. Und wenn das Reisegeld nicht schon bezahlt gewesen wäre, so wäre ich, ich glaube, meinen Kameraden wieder entsprungen und ins Elternhaus zurückgeeilt. In Otelfingen, beim Abschied von Bruder Hans, hat er mir immer Mut zugesprochen, aber nichts konnte mich aufheitern, und mit bedrücktem Herzen wandte ich meine nassen Blicke westwärts. ...

(Überfahrt mit Glarnern, anderen Schweizern, Franzosen, polnischen Juden etc. auf der Shelter, Ankunft in New York an einem Novembertag 1854)

Wir armen Emigranten waren bald umringt von Hotel- und anderen Geschäftsagenten, welche uns wie ein Rudel hungriger Wölfe umringten, jeder nach seiner Beute schnappend.

Die Glarner- und die Bremgartnerfamilie sowie wir drei Buchser gingen in ein Schweizerhaus (Gassers), wo wir gute Preise und Bedienung fanden.

Es galt nun eine Anstellung zu finden, um den Lebensunterhalt zu sichern. Als ich auf die Strasse kam und in die Broadway, eine Hauptstrasse New Yorks einlenkte, fand ich das Getriebe, dass hastige Jagen und Rennen fast betäubend und dachte bei mir, dass es da schon ein Plätzchen geben werde; fand aber bald, dass ich mich getäuscht habe. Zuerst ging ich natürlich mit meinem Recommendationsschreiben von Herrn Fäsi aus Zürich zur betreffenden Firma Escher-Wyss. Mit Achselzucken bedauerten die Herren, dass gegenwärtig eine Krisis die Geschäfte lähme, und dass in ihrem Bureau keine Aussicht für mich sei. Sie rieten mir an, weil ich noch jung sei, ein Geschäft zu lernen und meinten, wenn ich längere Zeit dort bleiben könnte, sie mir vielleicht in einem Juweliergeschäft Eintritt verschaffen könnten, für jenen Zweck. Aber mit geringen Geldmitteln auf eine unbestimmte Zeit zu warten für eine Gelegenheit, war eben eine heikle Sache. . . .

(Weiterfahrt über mehrere Stationen nach Cincinnati/Ohio)

In Cincinnati angekommen, galt es einmal eine Stellung zu finden, weil die Finanzen bereits wieder erschöpft waren, aber alles Suchen und Laufen schien keinen Erfolg zu haben. Pfister und Gnepf gingen nach dem Staate Indiana, und so war ich meinem eigenen Schicksal überlassen. Man riet mir wieder, ein Geschäft zu lernen, und so versuchte ich als Lehrling in ein Barbiergeschäft zu kommen, aber auch dies gelang mir nicht. Es war eben eine allgemeine Geschäftskrisis im ganzen Land, und Tausende und Tausende trieben sich arbeitslos umher. Endlich, durch die Bemühungen eines Angestellten meines Wirtes, erhielt ich eine Anstellung bei einem Deutschen (Schwaben), namens Gruhler, der eine Wirtschaft mit Sommergarten hielt und für die kommende Saison noch mehr Leute brauchte. Zu dem geringen Lohn von \$ 8 pro Monat und Kost nahm ich die Stelle an und machte mich mit meiner Arbeit vertraut. Dieselbe war die Bierfässchen aus dem tiefen Keller in das Schenkzimmer zu schleppen und die Ess-

portionen zu besorgen. Als später das Geschäft einen grossen Aufschwung nahm, hauptsächlich durch Einführung des ersten Lagerbiers, von einem Elsässer namens Herancourt gebraut, und durch eine Musikkapelle, die im Garten spielte, hatte ich harte Arbeit. Die Amerikaner, denen dazumal das Lagerbier und eine gemütliche Gartenwirtschaft etwas Neues war, kamen in Scharen, und ich hatte bisweilen 50 und mehr Bierfässchen hinaufzuschaffen. Einmal stürzte ich mit einem solchen wieder die Treppe hinunter, ohne besonderen Schaden zu nehmen. Wenn ich dann nachts spät und abgespannt mein Bett aufsuchte, überkam mich solch ein wehmütiges Gefühl, dass ich die Tränen nicht zurückzuhalten vermochte. Ich wurde immer zurückgezogener und trauriger, verlor meinen Appetit und wurde schwächer. Ein Angestellter im Schenkzimmer (ein Bayer), der Sympathie für mich hatte, fragte mich öfters, was mir fehle. Mir fehlte nichts, sagte ich, ich wolle aber sobald wie möglich nach dem Vaterlande zurück. «Das Heimweh hast du, mein lieber Junge, wie es bereits alle Schweizer in fremden Ländern überfällt, und ich will dich kurieren», sagte er. So, wenn er immer freie Zeit hatte, fragte er um Erlaubnis beim Wirt, mich mitzunehmen und so, durch mehr Zerstreuung, verlor sich das Heimweh so nach und nach.

Bald kamen auch aufgeregtere Zeiten. Es kamen die Wahlen für verschiedene Staats- und Stadtbeamteten. Da war eine Partei der Knownothings (Nichtswisser), welche nichts wissen wollten von den Fremdgeborenen. Ihr Hass war gegen die Irländer und Deutschen gerichtet, hauptsächlich gegen die Letzteren. Bei der Wahl wurden ihre Candidaten von den fremdgeborenen Bürgern und den liberal gesinnten Amerikanern geschlagen, und aus Wut über ihre unerwartete Niederlage gingen sie in Gewalttätigkeiten über. Viele Deutsche wurden misshandelt, verhöhnt und verspottet, wo dieselben vereinzelt lebten. Den Hauptstreich wollten sie aber gegen das deutsche Quartier ausführen, in dem unser Geschäft lag. Der nördliche Teil von Cincinnati ist vom südlichen durch einen Canal getrennt, und diesen Canal heissen die Amerikaner den «Rhein». Ihr Geschrei war: «Nun lasst uns über den Rhein gehen, das Quartier ausbrennen und die verd.... Dutchmen (Deutschen) alt und jung massakrieren». Um dies, wie sie meinten, gründlich auszuführen, engagierten sie Hunderte von solchen Strolchen, die zu allem Schlechten fähig sind, aus anderen Städten. Die Deutschen ihrerseits hielten gute Wache in allen Strassen und bereiteten sich vor, denselben einen warmen Empfang zu geben.

Gleich nördlich von unserem Platze war ein starkes Gebäude, in welchem eine deutsche Schützen-Company sich festsetzte und die Strasse verbarrikadierte. Eines Abends ging dann der Spektakel los. Die Knownothing-Banden kamen unter Trommelschlag und einem fürchterlichen Geheul und Geschrei über die Canalbrücke marschiert, und rechts und links in die Häuser hineinfliegend, avancierten sie bis vor unsern Platz; als dann aber die deutschen Schützen ihr Feuer abgaben, machten sie bald «Kehrt» und liefen schneller zurück, als sie gekommen waren. Ihr Fahnenträger war getötet und mehrere andere verwundet. Wir hatten unser Haus verschlossen und verrammelt und uns auf dem Dach postiert, mit heissem Wasser und Gewehren zur Abwehr versehen. Auf diese Lektion hin waren dann die Fremdenhasser etwas stiller geworden.

Bald fand ich eine Stellung mit besserer Bezahlung, und als ich später mit einem gewissen Baenninger von Schwamendingen bei Zürich, der ein Hotel hielt, bekannt wurde, trat ich in seine Dienste mit gutem Salär. Ich war lange Zeit in seinem Geschäft, und während jener Zeit erhielt ich die bestürzende, traurige Nachricht von unserer unvergesslichen Mutter Tod. Als dann später der Sohn von Herrn Baenninger eine Reise zurück in die Schweiz machte, ersuchte ich ihn, unserer Familie in Buchs zu besuchen und gab ihm ein Andenken an Vater mit. Durch Verkauf ging das Hotel in die Hände eines Norddeutschen über, bei dem ich aber in meiner Stellung blieb. Um diese Zeit, 1860, war eine Präsidentenwahl vorzunehmen, und da ich ein Jahr zuvor Bürger der amerikanischen Republik geworden war, konnte ich auch meine Stimme abgeben, und ich war entschlossen, für Abraham Lincoln, den Candidaten der Republikanischen Partei, zu stimmen. Ich sah Lincoln, als er auf einer seiner Wahlcampagne-Touren auch von seinem Staate Illinois nach Cincinnati Ohio kam, und stimme in den Enthusiasmus von den Tausenden und Tausenden, die ihn umringten, ein. Seine hohe, stramme Figur, sein klares Auge, seine milden und dabei doch ernsten Züge, seine mahnenden und überzeugenden Worte imponierten dem Volke. ...

(Persönliche Verhältnisse: Liebschaft mit einer bereits verheirateten Norddeutschen, Geburt eines Kindes, gut bezahlte Stelle als Buchhalter in einem Feuerversicherungsbüro)

Die politischen Aufregungen wurden immer heftiger und die Geschäfte von Tag zu Tag schlechter. Die südlichen Sklavenhalter schäumten und drohten, dass sie nie die Autorität von Lincoln als

Präsidenten der Vereinigten Staaten anerkennen würden, wenn er den Stuhl vom 4. März 1861 nehmen wird, eher würden sie sich losreißen und Sonderbund bilden. Handelsverbindungen mit südlichen Städten wurden immer lockerer und Cincinnati, das meistens mit südlichen Häusern handelte, hatte mehr zu leiden als andere nördliche Städte. Unsere Versicherungsfirma löste sich auf, ich verlor meine Stellung und kam wieder als Schankwärter in eine Restauration, von einem Herr Frey vom Zürichsee gehalten, der ein Schwager zu meinem früher genannten Herr Baenninger war.

Nach Neujahr 1861 wurden die Anzeichen eines kommenden Bürgerkrieges immer deutlicher. Das nördliche Volk wollte immer noch nicht daran glauben, und die hervorragendsten Bürger von konservativer Gesinnung hielten Conventionen und versuchten alle Mittel, um den Sturm abzuwenden. Es war aber zu spät. Der unausbleibliche Konflikt musste kommen. Die südlichen (Sklavenhalter) Staaten gründeten die Confederation, gebildet von den Staaten: Süd Carolina, Nord Carolina, Florida, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee und Virginia mit einer Central-Regierung in Montgomery Alabama, später nach Richmond Virginia verlegt, so dass am 4. März 1861, als Lincoln seinen Sitz in Washington einnahm, Präsident Jefferson Davis von der südlichen Confederation bald seinen Sitz einnahm in Richmond Virginia. So war die schöne grosse Republik in zwei Heerlager getrennt, erfüllt mit tödlichem Hass gegeneinander.

Obschon in den nördlichen, hauptsächlich in den nordöstlichen Staaten die Emanzipation seit Jahren in Wort und Schrift gegen die Greuel der Sklaverei als ein Schandfleck nicht nur für unsere Nation, sondern für die ganze civilisierte Welt, geeifert hatte, hatte dennoch die Regierung der Vereinigten Staaten nichts gegen das eigentümliche Institut unternommen und selbst die neue Administration unter Abraham Lincoln würde die Sklavereirechte nicht angetastet haben, sondern würden es der Zeit und bessern Einsicht der Sklavenhalter überlassen haben, auf gutlichem Wege, durch Vergütung etc. die Sklaverei aufzuheben. Aber so nun, nachdem sie ohne legales Recht sich losrissen und einen Sonderbund bildeten, hatten sie die Constitution gebrochen und waren Rebellen. Hätten sie die Handlungen der neuen Administration abgewartet und hätten sie gefunden, dass Massregeln gegen ihre durch die Constitution garantierten Rechte unternommen würden, dann hätten sie das Recht der Revolution gehabt, um ihr Heim und Herd und Eigentum zu beschützen.

Die südlichen Pflanzer, mit ihren meistens feinen Wohnsitzen, von den Negerhütten, die bisweilen wie ein kleines Dorf aussahen, umgeben, von dem Ertrage ihrer Baumwollpflanzungen in Hülle und Fülle schwelgend, waren eine stolze Rasse. Sie bildeten eine Art Aristokratie, die mit Verachtung auf die Weissen hinabsah, die Handel trieben oder im Schweiss ihres Angesichts ihr Brot verdienen mussten.

Die Sklaverei-Institution brachte einen Zustand der Dinge hervor, der stark an den Feudalismus im Mittelalter erinnerte. So kam es auch, dass man im Süden mehr Militärgeist vorfand als im Norden. Dieser dachte nie an Trennung und Krieg, während der Süden seit Jahren sich dafür vorbereitete.

Gleich zu Beginn von Lincolns Präsidentschaft nahmen die südlichen Rebellen einen Schiffsbauhof und ein Arsenal nach dem andern, was ein leichtes war, weil die Mannschaften gewöhnlich von Offizieren befehligt waren, die mit den Rebellen sympathisierten. Im Süden wurde mit bitterm Ernste zum Kampfe gehetzt und sicherer Sieg vorausgesetzt, weil die Leiter und Hetzer frivol behaupteten, dass ein ritterlicher Südländer ein halb Dutzend Yankees (Nordländer) hauen könne.

Kriegsjahre

Da je länger je mehr die Hoffnung zum gütlichen Ausgleich schwand, so machte unsere Regierung einen Aufruf für 75 000 Freiwillige, welche, wie man irrtümlich meinte, mit den wenigen regulären Truppen die Rebellen wieder zur Vernunft bringen sollten. Als dann aber im April 1861 die Rebellen im Hafen von Charleston, Süd Carolina, mit ihren Strandbatterien gegen das von unsern Truppen garnisonierte Fort Sumter Feuer eröffneten, es zertrümmerten und die Garnisonen zum Rückzug auf unsere Schiffe zwangen, da war die nördliche Antipathie und das Sicherheitsgefühl wie mit einem Schlage verschwunden, und das vergossene Blut weckte einen Schrei der Entrüstung, und eine flammende Begeisterung ging durch das ganze nördliche Volk, und als Präsident Lincoln einen weiteren Aufruf für 600 000 Freiwillige machte, waren dieselben in äusserst kurzer Zeit bereit zum Dienste. Tag und Nacht wirbelten die Trommeln, Feldlager mit Baracken oder Zelten wurden errichtet, die Mannschaften für 3 Jahre in Compagnien und Regiment eingeteilt, und die vom Governor des Staates ernannten Offiziere unternahmen

das Exercitium, nachdem die Mannschaften uniformiert und bewaffnet waren. Dies war aber eine schwierige Aufgabe. Die Central-Regierung hatte keine Uniformen und wenig Waffen für eine solch grosse Armee, weil der frühere Kriegssekretär, nun einer der Generäle in der Rebellenarmee, das meiste Kriegsmaterial nach dem Süden hatte transportieren lassen, und so mussten die Staaten ihre Truppen meistens selbst ausrüsten und waren demzufolge im ersten Teil des Krieges ein buntes, wirres Durcheinander von Uniformen und Bewaffnung.

Ich konnte mich der allgemeinen Begeisterung nicht entziehen und wollte gleich ins Lager, aber sie (die Norddeutsche) hielt mir das Kind entgegen und bat mich unter Tränen, sie nicht zu verlassen. Als dann aber von den Stadtbehörden und den reichern Bürgern genügende Unterstützung für die Soldatenfrauen versichert wurde, da war meines Bleibens nicht mehr lange, und vor Ende April war ich in der linken Jägercompagnie eines Regiments eingereiht, das nur aus Deutschen bestand. Der einzige Englische im Regiment war der zum Oberst ernannte Robert L. Mc Cook. Von den deutschen Offizieren hat später August Willich, früher preussischer Artillerieoffizier, eine mächtige Rolle als General späterhin gespielt. Sie, Falbina, wie sie heisst, machte noch einmal den Versuch, um mich zurückzuhalten, indem sie nach dem Lager kam, es half aber nichts, ich blieb beim Regiment, welches nun das 9. Ohio Infanterie Regiment genannt wurde.

Bald verliessen wir das Lager bei der Stadt Cincinnati und bezogen ein grosses Instruktionslager im östlichen Teile des Staates, wo wir gehörig durchgenommen wurden im Klein- und Manöverdienst, um uns für den praktischen Felddienst vorzubereiten, und ich kann sagen, dass nach kurzer Zeit die Inspektionsoffiziere der regulären Armee uns viel Lob erteilten für unsere stramme Haltung und Präzision unserer Bewegungen, hauptsächlich in Colonne- und Quarrée-Formationen. Ich glaub, es war anfangs Juni, als wir plötzlich Marschorder erhielten.

Also schnell die Tornister gepackt, die Decken gerollt, Rationen und Munition gefasst, der Haupthornist gibt das Signal, und wir 1000 Mann marschieren unter Hurrah ab nach der Eisenbahnstation, wo ein langer Zug für uns bereit steht. In geregelter Ordnung wird eingestiegen, und das Dampfross bringt uns dem Feindesland entgegen, zunächst nach West-Virginia.

Dort angekommen, treffen wir im Städtchen Parkersburg Truppen von allen Waffengattungen, und da erst vor einigen Tagen die

unsrigen mit den Rebellen ein Gefecht hatten, bei Phillippi, ungefähr 30 Meilen entfernt, so marschierten wir gleich dorthin ab. Auf diesem Marsch sollten wir dann auch zugleich einen Vorgeschmack von den uns bevorstehenden Strapazen haben. Unsere Musik voran und unter Sing und Sang gings anfangs munter genug über Berg und Tal von dem gebirgigen Lande, aber wie weiter wir kamen und wie heisser die Sonne hernieder brannte, desto kleinlauter wurden wir, und der Tornister, den wir zuerst kaum fühlten, fing an zu drücken. Viele hatten kein Wasser in den Wasserflaschen mitgenommen und lechzten nach Quellen. Die schlechte Dreckstrasse war mit dickem Staube bedeckt, welcher von den Mannschaften und von hin- und hersprengenden Reitern aufgewirbelt, sich wieder auf unser Haupt und Barthaare, Gesicht und Uniform legte. Wenn wir dann mit unseren Händen den triefenden Schweiss aus Gesicht und Augen rieben, sahen wir aus wie Töpfergesellen und lachten über unser gegenseitiges Aussehen. Doch endlich todmüde erreichten wir das bestimmte Feld, wo wir, da noch keine Zelte angekommen waren, einfach biwakierten.

Unsere Compagnie aber erhielt Order, auf die Feldwache zu ziehen, und so schlepten wir uns auf unsere Posten, wo wir 3 Stunden lang im Dunkeln der Nacht scharfe Wache gegen einen Überfall zu halten hatten, und nur die Aufregung und auch die Furcht wegen Todesstrafe hielt uns wach.

Nach einigen Tagen verzog sich der Feind in unserer Front und setzte sich weiter im Gebirge fest, wo er in einem Engpass sich verschanzte. Um ihn dort aus seiner Position zu werfen, wurde eine Colonne von ungefähr 12 000 Mann unter Commando von General Mc Clellan formiert, und der Marsch dorthin wurde aufgenommen. Nach einigen Tagmärschen stiegen wir von einem höhern Gebirgszug in einen runden Talkessel hinunter und bezogen gegen Abend Biwak. Es war eine unheimliche Gegend, und um unsere Vorposten zu beziehen im Dunkeln der Nacht, mussten wir durch Gebüsch und Wald über Stock und Stein unsern Pfad fühlen. Später, als unsere Compagnie wieder abgelöst war, knallten Schüsse rings um uns her; allgemeiner Alarm folgte, die Vorposten wurden sogleich verstärkt und die Colonne in Gefechtsstellung gebracht. Es war aber mehr falscher Alarm als Gefahr, aber die so nötige Nachtruhe war dahin, fanden dann auch am Morgen, dass einer unserer Vorposten getötet und mit abgeschnittenem Halse gefunden wurde. Dies gab uns so ungefähr einen Begriff von der Art Kriegführung unserer Feinde. Nach

einigen weiteren Märschen erreichten wir den Fuss des Gebirges, in dessen Engpass der Feind eine verschanzte Stellung eingenommen hatte. Es galt nun zuerst, durch eine forcierte Rekognoszierung die genaue Stellung des Feindes zu enthüllen. Unser Oberst und Major Willich verlangten und erhielten vom General die Erlaubnis, dies mit unserem Regimente auszuführen. So einen der nächsten Tage brachen wir im Morgengrauen in aller Stille auf und folgten der Gebirgsstrasse, die andern Truppen mit einer Batterie regulärer Artillerie uns unterstützend. Nicht lange und wir hatten die Schüsse der feindlichen Vorposten. Sogleich schwärmten wir aus, die 1. Co. rechts und wir die 10. Co. links von der Strasse. Im Vorgehen kamen wir aus dem Walde in eine Lichtung, wo das Feuer heftiger wurde, die vielen Baumstumpen gaben uns gute Deckung. Gleich ertönte aber das Signal vom Hornisten, im Geschwindschritt zu avancieren. Im höher gelegenen Walde eindringend, fanden wir den Widerstand immer zäher, und das Gewehrgeknatter wurde lebendiger. Wir waren, als Angreifer dadurch im Nachteil, dass wir in dem dichten Unterwuchs den versteckten Feind nicht sehen konnten, und so konnten wir selten einen aufs Korn nehmen, unsere Zielpunkte waren die Blitze ihrer Schüsse. Im weiteren Vorgehen kam unsere Sektion auf einen grossen, niedergestreckten Baum, ich rief noch meinem Nebenmann (Stöcker, ein Plattdeutscher) zu, nicht auf den Baum zu springen. Es war aber schon zu spät, von mehreren Schüssen getroffen, sank er rückwärts hinunter. Ich kroch unter dem Baum durch und hielt Fühlung fest nach dem rechten Flügel. Da der Feind die andern unserer Truppen auch im Anmarsch bemerkte, so eröffnete er Artilleriefeuer auf uns der ganzen Linie entlang, und da der Zweck der Rekognoszierung erreicht war, so ertönte das Signal zum Feuer einstellen und zum Zurückmarschieren. Wir hatten viel Mühe in dem Gestrüppe, unsere Gefallenen (5 oder 6 Tote und Verwundete) zu finden. Fand meinen Kameraden Stöcker bereits tot, und so nahmen ihn unser zwei auf unsere Gewehre und trugen ihn zur Ambulanz, um, im Lager angekommen, ihn zu begraben, was ohne weitere Zeremonie geschah.

Man wird öfters gefragt, wie man fühle, wenn man ins Feuer geht, und dazu kann ich bloss meine Erfahrung geben. Geht's zum Angriff und man weiss, dass es zum Klöpfen kommt, ist man natürlich ängstlich, und man wünscht, dass es bald losgeht. Hört man die Schüsse fallen und Kugeln ungemütlich nahe pfeifen und einschlagen, dann rieselts einem kalt und heiss den Rücken auf und runter.

Kann man aber dann endlich selbst feuern, so wächst die Aufregung und rasches Manövrieren, der Pulverdampf und der Donner der Geschütze wirken belebend. Ich kannte die Pflicht des Soldaten auf seinem Posten, wo er hinbeordert, auszuharren und tat sie. Viele, von Enthusiasmus hingerissen, verlassen angewiesene Stellungen, verursachen Wirrwarr und verlieren vielleicht unnützerweise ihr Leben, währenddem wieder andere und eben solche, die das grösste Maul hatten, vor Todesangst bleich wurden und sich verkrochen oder zu verkriechen suchten und von den Offizieren mit blankem Degen in die Feuerlinie getrieben werden mussten.

Unser nächster Bestimmungsort war ein Platz namens New Creek, wo wir Lager bezogen und Wachtdienst hatten an der Baltimor Ohio Eisenbahn in der Nähe vom Städtchen Cumberland im Staate Maryland am oberen Potomac-Fluss.

Eine Episode dort war eine Nachtexpedition, um ein Nest Eisenbahnbrecher auszunehmen und die, wie gewöhnlich, ein Misserfolg war. Auf holprigen Waldwegen marschierten wir bereits die ganze Nacht, auf einmal hörten wir ein schnelles Getrappel auf einer hölzernen Brücke, und Verrat von unserem Führer witternd, schlug sich das ganze Commando seitwärts in die Büsche. Aber die vermeintlichen feindlichen Reiter kamen nicht zum Vorschein, und der Führer meinte, wir müssten einen Trupp Pferde aufgeschreckt und über die Brücke getrieben haben, und abgemattet und hungrig schlepten wir uns nach dem Lager zurück.

Bald erhielten wir wieder Marschorder. Während wir im östlichen Teil von West-Virginia lagen, hatte sich am westlichen Teile von West-Virginia nahe an der Grenze von Kentucky eine feindliche Macht unter Floyd, dem früheren Kriegssekretär, konzentriert. General Rosencrans erhielt das Commando über die gegen ihn operierenden Truppen. Bei Carnifax Perry trafen wir ihn in verschanzter Stellung und obgleich bereits Nacht, ging General Rosencrans sogleich zum Angriff über. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Kleingewehrfeuer, ganze Regimentssalven in rascher Aufeinanderfolge mit dem Gebrüll der Kanonen. In dem Hin und Her des Angriffes in der Dunkelheit der Nacht entstand solch eine heillose Verwirrung, dass unsere eigenen Truppen aufeinander feuerten. Unser Regiment in seiner Stellung kam nicht ins Feuer und sollte bei dem morgen folgenden erneuten Angriff einen prominenten Anteil nehmen. Aber beim Tagesgrauen machte man die Entdeckung, dass der Feind seine Stellung aufgegeben und auf vollem Rückzug war. Auf

Sewell Mountain gaben wir die Verfolgung auf, erhielten nun Zelte, und wie es hiess, sollte dies unser Winterquartier werden. Aber es kam anders. Robert E. Lee, der nachher so berühmt gewordene General der Conföderierten, hatte das Commando über die um uns her konzentrierten feindlichen Truppen erhalten und nach einigen Wochen den Cordon so eng um uns geschlossen, dass wir froh sein mussten, ihm entschlüpfen zu können. Um unsern Rückzug bei der Nacht zu decken, machte Rosencrans eine Demonstration gegen die feindlichen Linien; zur selben Zeit aber wurde alles, was man bei den fürchterlichen Strassen nicht fortschaffen konnte, aufgehäufelt und den Flammen preisgegeben. Viele Provisionswagen konnten in dem knietiefen Morast mit ihren Maultiergespannen nicht mehr weiter kommen, versperrten für die nachfolgende Artillerie und andere, in grosser Eile marschierende Truppenkörper den Weg, bis man die Säcke aufschnitt und Kisten zertrümmerte und deren Inhalt in den Kot laufen liess. Andere Fuhrleute schnitten im Fahren schon die Säcke auf, und so kam es, dass wir in heftigem Regen durch Kot, Reis, Zucker, Kaffee etc. marschierten unter dem Gefluch und Geheul der Fuhrleute, Soldaten, Offiziere, während vereinzelte feindliche Schüsse und bisweilen lebhaftes Geplänkel mit unserer Nachhut alle noch zu grösserer Eile antrieben. In der Nähe vom oberen Kannavogh-Fluss wurde Halt und Front gemacht, und da der Platz eine gute Verteidigungslinie bot, zum endlichen Winterquartier gemacht. Es dauerte aber gar nicht lange, bis der Feind wieder von sich hören liess. Auf einer steilen Anhöhe an einem Nebenfluss des Kannavogh, gegenüber von unserem Lager, hatten sie sich festgesetzt und fingen an, unser Lager und die Zufuhrstrasse zu bombardieren. Nicht etwa, dass sie ein heftiges, kontinuierliches Feuer unterhielten, sondern sie sandten uns von Zeit zu Zeit einen Sechs- oder Zwölf-Pfünder herüber. Den Herren am Hauptquartier gefiel der Spass ebenso wenig wie uns Soldaten, und so hatten wir tägliche Exercition hinter den Hügeln hinter dem Lager. Wir gruben Löcher in unseren Zelten, um uns darin zu ducken, wenn wir den Knall eines Kanonenschusses hörten. Einmal wollte ich ein Stück Fleisch am Co.-Feuer braten, da S.s.s.s.s. kam wieder, eine richochierte die Co.-Gasse hinunter, einen Stein aufwerfend, der mir die Bratpfanne aus den Händen schlug. Ich zog mich in mein Zelt zurück. Endlich da die Geschichte zu langweilig wurde, statteten wir den Rebellen einen unerwarteten Besuch ab und bewogen sie, ihre Batterien anderswo aufzustellen. ...

Es war gegen Ende 1861, da erhielt unser Regiment Order, zu den Truppen unter General Buell bei Louisville, Kentucky, zu stossen. So brachen wir unsere Zelte ab, marschierten nach der Landungsstelle am Kannavogh-Fluss, wo Dampfboote für uns bereit lagen, dampften den Kannavogh und nachher den Ohiofluss hinunter nach Cincinnati Ohio, wo wir ausstiegen und in einer Art Triumphmarsch mehrere Strassen paradierten. Unser Oberst Robert L. Mc Cook hatte Order erlassen, dass wir unsere Bekannten und Verwandten sehen können und nächsten Morgen beim ersten Trommelwirbel im Rendezvous erscheinen sollen. Sah meine Alte und Barbara. Sie hatte wie alle Soldatenfrauen Unterstützung und dabei eine gute Stellung, und so litt sie keine Not. Bis jetzt hatten wir noch keinen Cent Sold erhalten, und da ich nichts hatte, konnte ich ihr auch nichts geben. . . .

Ungefähr Mitte Januar 1862 erreichte unsere Colonne eine Localität namens Mill Spring, wo ein anderer Truppenkörper unter General Schoepf zu uns stossen sollte, was aber durch das hohe Wasser in einem Fluss nicht sogleich geschehen konnte. Diesen Umstand machte sich der General der Conföderierten (Zollikofer, ein geb. St. Galler) zu Nutzen und griff uns früh am Sonntagmorgen, den 19. Januar, an. Wir nahmen eben unseren gezuckerten schwarzen Kaffee mit Zwieback, als einzelne Schüsse fielen bei den Vorposten, bald gefolgt von lebhafterem Feuer und krachenden Salven. Schnell waren wir in Reih und Glied, und im Geschwindeschritt nahmen wir die uns angewiesene Stellung ein, welche auf der rechten Flanke war und etwaige Angriffe der feindlichen Reiterei, meistens Texaner, abhalten sollte. Der ganzen Linie entlang war der Kampf in vollem Gange, und das Gewehrgeknatter war unaufhörlich. Unsere Regimenter verloren aber, von der Übermacht des Feindes gedrängt, immer mehr und mehr Boden, und um Mittag wurden wir ins Zentrum der Feuerlinie beordert. Im Aufmarsche wurden schon welche getroffen, von der Artillerie abgeschossenen Ästen und Baumkronen, viele Gefallene lagen in allen Richtungen, leicht Verwundete schleppten sich ins Gebüsch, nach Wasser suchend und schreiend. Eine Batterie war zum Schweigen gebracht, die meisten Kanoniere lagen tot oder verwundet neben ihren Piècen, und bei stärkerem Anprall der Feinde mussten dieselben verloren gehen. In Stellung eingerückt, gaben wir das Schnellfeuer, verloren durch auf uns scheinbar konzentriertes Artilleriefeuer in kurzer Zeit viele Leute, und es war augenscheinlich, dass wir unsern Grund nicht mehr lange halten konnten. Da erbat unser Oberst, der auch schon verwundet war, die

Erlaubnis für eine Bajonettattaque. Im dichten Kugelregen, eine vor uns stehende Umzäunung niederwerfend, stürmten wir unter Hurrah eine Anhöhe hinunter dem Feinde entgegen. Diesem war dies eine Überraschung, und nach kurzem Handgemenge wurde er geworfen, und wir in sein Zentrum eindringend, rasch unterstützt von den andern unserer anstürmenden Regimenter, wurde er zum Stehen und endlich zum Weichen gebracht. Aber hartnäckig focht er immer noch, und erst gegen Abend brachten wir ihn zum vollen Rückzuge.

Man sagt, dieser unser Bajonettangriff sei der erste erfolgreiche seit Anfang des Krieges gewesen. Ein Kamerad von mir, namens Stutz von Zürich, war unter den Gefallenen. Er war in einer andern Compagnie, und seine Kameraden sagten mir nachher, dass anstatt zu helfen die Umzäunung abzureissen, er auf dieselbe gesprungen sei um zu feuern, was gegen Commando war und ihn sogleich das Leben kostete. Zollikofer, der feindliche General fiel beim Versuch, eine neue Angriffslinie zu finden. Einer unserer Offiziere, Oberst Fry, der dasselbe vornahm, prallte auf ihn und beide ihre Revolver ziehend undfeuernd, war Zollikofer der Getroffene.

Hungrig wie wir waren, da wir keine Rationen bei uns hatten, verschmähten wir die Rationen der gefallenen Rebellen nicht. Ich half mir aus einer mit Blut bespritzten Rationstasche mit einem Stück Speck und Biscuits. Viele hatten mit Pulver gemischten Schnaps in ihren Feldflaschen. Es wurde uns aber keine Zeit zum Aufenthalt gegeben, in Linie formiert wurde die Verfolgung rasch aufgenommen, und es war ein sonderbares Schauspiel, das Gewimmel vor uns zu sehen, wie wir so durch Felder und Wälder strichen. Pferde, Vieh, Schafe, Schweine, fliehende Rebellen zu Fuss und zu Pferd trieben sich vor uns her, dabei immerwährendes Gewehrfeuer noch und Hurrahgeschrei, wenn ein Trupp nach dem andern zu den Gefangenen eingebracht wurde. Es war bereits am Dunkelwerden, als eine Wolke feindliche Reiterei sich auf unserer Flanke zeigte. Sogleich machte unser Regiment Halt, und ein solides Quarrée formierend, erwarteten wir deren Angriff, während unsere Truppen weiter marschierten. Sie umkreisten uns mehrere Mal, fanden es aber nicht für ratsam, eine Attaque zu machen. Da hätte es viel leere Sättel gegeben, denn unser Regiment hätte von solcher Reiterei, wie dies war, nicht gesprengt werden können. Wir nahmen unbehelligt unseren Weitermarsch wieder auf, und an einen kleinen Fluss kommend, hatten wir diesen bei dem kalten Wetter und hungrigen Magen zu durchwaten. Das Gewehr hoch und die Kanonentasche um den Hals geschnallt,

zappelten wir durch das schlammige Wasser. Auf der anderen Seite hatten wir einen Halt; sogleich machten wir grosse Feuer und trockneten und wärmten uns, so gut wir konnten. ...

(Nachtlager vor dem verschanzten Lager des Feindes am oberen Cumberlandfluss)

Am nächsten Morgen war herrliches Wetter, und beim Tagesgrauen waren Scharfschützen vorgeschoben worden, um den Feind zu beobachten und den Angriff zu machen. Als dann die Sonne höher stieg, konnten wir von unserem Hügel aus alles wie ein Panorama vor uns liegen sehen. Hie und da fielen Schüsse in den Laufgräben vor den Erdwerken, unsere Batterie und andere eröffneten ihr Feuer, konnten aber dem Feinde keine Antwort entlocken, weil derselbe zu eilig mit Ausreissen beschäftigt war. Auf einmal ertönte Regimentsmusik, und mit fliegenden Fahnen marschierten unsere Regimenter aus dem Dunkel der Waldungen in das lichte Terrain, und die Schanzen ersteigend, nahmen sie von dem Lager Besitz mit allem, was die Feinde nicht retten konnten, wie: viele schwere Geschütze, Munition, Proviant, auch Gefangene und tausende von Pferden und Maultieren, die meistens frei umherschwärmten. Wir Jungen hatten dann für einige Tage den Spass auf Pferden oder Maultieren umherzujagen, bis endlich das Quartiermeisteramt förmlich Besitz davon nahm. Wir Soldaten dachten nun, dass wir weiter vordringen würden, besonders um den Unionsleuten in Ost Tennessee, gegen den Staat Virginia zu, Unterstützung und Befreiung vom Rebellenjoch zu bringen. Es kam aber anders, und die guten Leute dort mussten noch lange leiden, bis ihre Befreiung kam. Ost Tennessee ist ein sehr gebirgiges Land, und viele Schweizer haben sich dort angesiedelt und waren meistens eifrige Unionsleute, wie die Staub's, Glarner, und andere prominente Familien. All diese Unionsleute hatten fürchterlich zu leiden. Die Rebellen, um die Militärpflichtigen in ihre Armee zu treiben, durchschweiften die entlegensten Gebirgsgegenden, und wo sich die Leute nicht stellten und vor der Conscription geflüchtet waren, wurde das Vieh, Futter, Nahrung für Menschen etc. genommen, die Frauen missbraucht und mit den Kindern fortgejagt und endlich Häuser und Scheunen in Brand gesteckt. Ertrappte Flüchtlinge wurden aufgehängt oder erschossen. Diese Union-Flüchtlinge sammelten sich in geheimen Lagern hoch oben im Gebirge und erreichten bisweilen von dort aus unsere Linien, nach unsäglichen Strapazen und Entbehrungen und gehetzt wie wilde Tiere.

Wir fanden bald, dass unser nächster Zug nicht südwärts sondern nordwärts war. Plötzlich erhielten wir Order, in Eilmärschen vom Cumberlandfluss nach dem Ohiofluss zurück zu gehen. Dieser Marsch dauerte ungefähr 10 Tage bei Schnee und Regen, über Berg und Tal, durch Flüsse und Moraste; die ohnehin kaum passierbaren Landwege waren wie Ströme flüssigen Drecks, und da man nebenhin immer besseren Grund zum Marschieren und Fahren fand, wurde diese Strasse bald mehrere Meilen breit. Eines Tages hatte unsere Compagnie die Wache für den langen Wagenzug. Wir hatten den ganzen Tag eiskalten Regen, unsere Militärmäntel waren völlig durchnässt und machten die Last, die man durch den Dreck zu schleppen hatte, noch grösser. Nachmittags spät erreichten wir eine kleine Ortschaft namens Springhill, und dann hiess es, dass man in der Tavernenwirtschaft Schnaps erhalten könne. Nass und schlottig, wie ich war, fühlte ich, dass ein guter Schluck willkommen wäre und eilte dem Platze zu. Da ging es aber wild her. Es war ein Heidenspektakel und Lärm, Gejohl, Geschrei, Gezänk und Schlägereien, welche lagen bestialisch besoffen am Boden, andere über sie her trampelnd. Der Schnaps floss nicht schnell genug aus den Hähnen, so stellte man die Fässer aufrecht, schlug den Boden ein und alle Zinnbecher die Platz hatten tauchten ein, und gefüllt wurden sie ausgetrunken oder in die Feldflasche gefüllt. Ich eroberte mir auch eine Portion, und mit etwas in der Flasche suchte ich wieder fortzukommen. Vor der Tür strauchelte ich über einen und bemerkte, dass es einer von einer andern Compagnie im Regimente war. Da ich ihn sehr gut kannte, wollte ich ihn aufrütteln, um nach dem Biwak in der Nähe des Ortes zu gehen, aber er rührte sich nicht, und ich zog mit den andern ab. Wie ich nachher hörte, ist derselbe jenen Abend gestorben oder war vielleicht schon tot, als ich ihn aufrütteln wollte. Die Offiziere probierten ihr Bestes, um die Leute zu ihren Commandos zu bewegen, aber der schlechte Fusel hatte alle, die viel davon getrunken, nicht nur betrunken gemacht, sondern so betäubt, dass sie ganz bewusstlos wurden. Man sagte, der Schnaps sei vergiftet gewesen. Es musste eine Abteilung abkommandiert werden, um mit Hilfe von Ambulanzen die Bewusstlosen fortzuschaffen und die noch Bewusstvollen mit dem Bajonett ins Biwak zu treiben.

Endlich erreichten wir wieder Louisville, Kentucky, am Ohiofluss, wo wir auf für uns bereitgehaltene Dampfboote einschifften, den Ohiofluss hinunter bis zur Mündung des Cumberlandflusses dampften und dann auf denselben Booten bei sehr hohem Wasserstande

den Cumberlandfluss hinauf nach Nashville, der Hauptstadt des Staates Tennessee, führen. Durch Brechung der feindlichen Linien in Kentucky, durch Erstürmung durch General Grant ihrer Forts am Tennessee und am Cumberlandfluss, durch Wegnahme ihres verschanzten grossen Lagers bei Bowling Green im Centrum durch General Buell und die von uns geschlagene Schlacht bei Mill Spring unter General Thomas war Nashville für den Feind unhaltbar geworden, und dort sammelten sich nun die Truppen der Armee von Cumberland unter Buell zu weiterem Vorstoss in die südlichen Staaten, währenddem die Truppen unter General Grant mit Unterstützung der Kanonenboote den Fluss Tennessee hinauf im westlichen Teile des Staates Tennessee operierten. Man muss nun nicht denken, dass so eine Wasserfahrt, wie wir den Cumberlandfluss hinauf hatten, eine Vergnügungstour ist. Tagelang zusammengepfercht mit unregelmässigen Rationen und schlechtem Wasser, hatten wir auch das Geplänkel der am Ufer versteckten Guerillas, so eine Art franc tireurs, auszuhalten. Doch konnten sie uns nicht viel Schabernack spielen, weil das hohe Wasser ihnen keine Gelegenheit gab, uns sehr nahe zu kommen; auch hatten sie grossen Respekt für Geschosse unserer Kanonenboote, die in ihre Verstecke gesandt, dort platzten und sie auseinanderstieben machten. Die schwarzen Sklaven aber von den Plantagen, die instinktmässig fühlten, dass wir zu ihrer Befreiung gekommen, kamen zu Hunderten nach dem Flussufer und bezeugten ihre fast wahnsinnige Freude durch groteske Mienen und Sprünge.

Nach kurzer Rast bei Nashville gings wieder weiter südlich, bis wir Columbia im Staate Tennessee erreichten. Dort wurde die Armee konzentriert, meistens nun uniformiert und tüchtig exerciert. Die in manchen Regimentern etwas lockere Disciplin wurde strammer angezogen, und die nun etwa 60 000 Mann starke Armee bot bei einer Generalrevue einen glänzenden Anblick dar, und da die meisten schon längeren aktiven Dienst hatten, so konnte man wohl etwas Tüchtiges erwarten.

Artillerie und Cavallerie war verstärkt worden, aber mit dem Pionierwesen stand es immer noch schlecht, besonders fehlten nicht nur gute Pontoniers, sondern auch eine genügende Anzahl Pontons. Eben weil die Disciplin strammer wurde, wurden auch solche, die auf eigene Faust fouragieren gingen, hart bestraft. War aus irgend einer Ursache nicht genügend Proviant und Futter an Hand, so wurden Detachements (meistens Cavallerie) mit Wagen abkommandiert,

um in den umliegenden Plantagen das nötige zu holen. Der begleitende Offizier vom Quartiermeisterstab gab den betreffenden Empfangsschein, und wenn der Betreffende seine Loyalität beweisen konnte, wurde er bezahlt. Aber die Jungens waren schwer im Zaun zu halten in dieser Beziehung.

Hühner, Gänse, Schweine, Schafe, besonders auch geräucherte Schinken, Schnaps und Tabak wurden heimlicherweise gekapert. Hatte selbst einmal ein knappes Durchkommen. Ein Kamerad und ich nahmen unsere Gewehre und schlichen nach einem ziemlich entfernten Gehöfte, von woher, wie wir glaubten, die Schüsse nicht gehört werden konnten. Bald kamen wir im Walde an ein Rudel Schweine, und ich knallte ein nettes Spanferkel über den Haufen. Kopf und Beine abgeschnitten, zogen wir die Haut ab und schnitten es in 2 Hälften, jeder von uns ein Stück nehmend; gingen dann in das angrenzende Feld, wo Welschkornschober standen und wickelten Gewehr und Fleisch in Welschkornhalme und Blätter ein und marschierten davon, als wenn wir Welschkornstroh für unsere Zelte hätten und täuschten auf diese Art eine Patrouille, die in der Nähe vorbeizog. Hatten jenen Abend mit all unseren Zeltkameraden einen guten Schmaus. Mancher verlor sein Leben beim Fouragieren auf eigene Faust, indem er den Südlichen in die Quere lief.

General Grant, den Tennesseefluss hinauf vordringend, hatte am südlichen Ufer desselben, nahe der Grenze vom Staate Mississippi, seine Truppen zusammengezogen und Stellung genommen gegen Corinth im nördlichen Teile von Mississippi. Seine Truppen formierten nun die Armee vom Tennessee. Corinth war ein wichtiger strategischer Punkt, da es der Knotenpunkt eines südlichen Eisenbahnsystems war und von den feindlichen Generälen Sidney, Johnston und Beauregard äusserst stark befestigt wurde, verteidigt mit einer Armee von 100 000 Mann, wie man sagte. Unsere Armee nun, die Armee vom Cumberland, erhielt Orders, sich mit der Armee vom Tennessee zu vereinigen und jenen Waffenplatz anzugreifen und zu nehmen. Es war selbst für jene südliche Gegend äusserst schwüles Wetter, und wir litten sehr an Wassermangel auf dem Höhenzuge, auf dem wir gegen das Tennesseetal hin marschierten.

Es war an einem Sonntag, den 7. April 1862, wenn ich nicht irre, da hörten wir entfernten, grollenden Donner. Wir glaubten zuerst, es sei Gewitterdonner; aber bald wurden wir eines besseren belehrt durch ansprengende, schweisstriefende Estafetten, welche uns zur grössten Eile anspornten, weil unsere Truppen von der Tennessee Armee vom

Feinde plötzlich angegriffen worden seien und eine grosse Schlacht wüte. Der vermeintliche Gewitterdonner war Kanonendonner.

Wer nicht dabei gewesen, hat keine Idee, wie belebend und begeisternd dieser Kanonendonner wirkt. Vorwärts, vorwärts, riefen Offiziere und Soldaten. Je weiter wir kamen, desto dröhnender und heftiger der Donner; aber eine Entfernung von fast 30 Meilen trennte uns noch vom Schlachtfelde. Auf einmal Halt: «Unslung knapsacks» (Tornister ab), war das Commando. Um besser vorwärts zu kommen, wurden die Tornister abgeworfen, einige Wachen dazugestellt, um sie den nachkommenden Wagen zu übergeben. Meinen lieben Tornister aber sah ich nicht wieder. Vom Höhenzug herniedersteigend, erreichten wir das Städtchen Savannah am nördlichen Ufer des Tennesseefluss, wo wir Dampfboote finden sollten, um nach dem Kampfplatz zu kommen. aber es waren bei weitem nicht genug Boote da. Unsere Division (Thomas) war die letzte, und so mussten wir über Nacht bei Savannah liegen bleiben; die andern Divisionen waren alle unterwegs zu Land und zu Wasser, und die erste Division (Nelsons) war schon nächsten Morgen früh heiss im Kampfe.

Aber dieser schreckliche Anblick in Savannah! Fast jedes Haus war ein Hospital. Die Verwundeten brachte man per Boot den Fluss hinunter, Hunderte und Hunderte trug man bluttriefend aus dem Boote nach den Häusern, wo die Ärzte taten, was sie konnten, und noch beim Lampenschein waren sie in den Gehöften der Häuser an der Arbeit mit Amputationen von zerschossenen Gliedern, Haufen von noch zuckenden Gliedmassen bildend. Als Bericht kam, dass wir nicht diese Nacht fortkommen könnten, legten wir uns hin mit unseren Gewehren. Um etwas aus dem Schlamm zu kommen, war ich glücklich genug, zwei Fenzriegel zu finden, auf die ich mich legte. Während der Nacht kam ein strömender Regen, von dem ich in meinem Schläfe nichts spürte, bis das Wasser anfang, in meinen Mund zu laufen. Gegen Abend dann waren genug Transportboote, um uns nach dem Schlachtfelde zu bringen.

Demselben näherkommend, war die schwüle Luft geschwängert vom Leichengeruch. Gleich in der Nähe vom Landungsplatz waren lange, tiefe Gräben gegraben, an deren beiden Seiten die Toten dicht aneinander lagen, und man brachte immer noch mehr. Viele Gefangene wurden gemacht, und unter denselben bemerkte ich auch einen Deutschen aus dem Staate Texas, der öfters in Baenningers Hotel in Cincinnati war und ein bitterer Rebell war. Ich winkte ihm zu, und er erkannte mich, war aber nicht erlaubt, mit ihm zu sprechen.

Wir marschierten rasch über das schluchtige Schlachtfeld hin. Auf einem etwas höher gelegenen Punkte kamen wir auf ein freies Feld, wo eine kleine hölzerne Kirche (die Shiloh Kirche) stand, von woher der Name Schlacht bei Shiloh kommt. Auf diesem freiem Felde waren Haufen von Gewehren und Artillerie von allen Gattungen in buntem Durcheinander. Auf der anderen Seite dieses freien Feldes war wieder dichtes Gebüsch und Gestrüpp. Hier hatten die Feinde den letzten hartnäckigen Widerstand geleistet. Da waren wenige Stämme oder Zweige, die keine Kugelnarben hatten, und das Kartätschen- und Gewehrfeuer muss hier furchtbar gewesen sein. An allen Truppen vorbeimarschierend, nahmen wir Abends spät eine Stellung ein, um morgens früh die ersten zu sein, um den Feind zu empfangen oder dessen Verfolgung aufzunehmen. Am Morgen früh gings dann wieder vorwärts, und ausgenommen einige Plänkeleien mit ihrer Nachhut hatten wir keinen Widerstand, bis wir in der Nähe von Corinth angekommen zu einem langen Halt kamen.

Auf diesem Marsch war uns der Leichengeruch öfters wieder in die Nase gestiegen. Die fliehenden Südlichen hatten ihre Sterbenden nur flüchtig begraben, so flüchtig, dass man bisweilen Körperteile der Begrabenen sehen konnte. Ein grosser langer Kerl vom rechten Flügel unserer Compagnie meinte einmal, er sehe ein Paar gute Stiefel im Gebüsch liegen; als er aber hinging, um sie aufzuheben, zog er die Beine eines toten Rebels aus dem Lehm Boden. Diese Schlacht von Shiloh war von den Conföderierten (Südlichen) eingeleitet, um Grants Truppen zu schlagen, bevor wir (Buell's Armee) ihm Hülfe bringen könnten. Der Angriff an jenem frühen Sonntagmorgen kam auch so schnell und unerwartet, dass welche von Grants vorgeschobenen Truppen in ihren Zelten niedergemacht wurden. Wenn auch Grant drei Jahre nachher die Südlichen unter Lee niederwarf und zur Capitulation zwang, so muss man doch zugeben, dass er dort bei Shiloh in bezug auf Disposition seiner Truppen und Vorposten und Vedettendienst grosse Fehler beging, und man munkelte stark von einem Kriegsgericht gegen ihn. Die Südlichen hatten am ersten Schlachttag immer den Vorteil, welche Regimenter waren bereits schon in den Tennesseefluss getrieben, wo welche Zersprengten ertranken, und wären es nicht unsere Kanonenboote im Fluss gewesen, die Granaten in die feindlichen Kolonnen warfen, so wäre dies das Schicksal auch der andern Grant'schen Truppen gewesen. Als dann aber am zweiten Schlachttag eine Division nach der anderen von unserer Armee eingriff, gabs bald eine Wen-

dung. Auf beiden Seiten fielen ungefähr 4000 Tote und 12000 Verwundete.

Bei Corinth, das wie früher bemerkt, im nördlichen Teile des Staates Mississippi liegt, zog sich nun die Armee zusammen, und da dieser Waffenplatz zu gut befestigt war, um im Sturm genommen zu werden können, erfolgte eine langwierige Belagerung. Da unsere Armee nicht gross genug war, um den Platz wirksam zu cernieren, so setzten wir uns halbkreisförmig um denselben fest.

Das Terrain war äusserst ungünstig für uns. Sumpfland abwechselnd mit dichtem Gehölze und Gestrüppe und kleine Hügel, von wo man einen guten Überblick hätte, während Corinth selbst auf erhöhtem Plateau lag. Nun mussten wir öfters das Gewehr mit Pickel und Schaufel vertauschen. Hatten wir eine Parallele gezogen, so gings wieder ins Gebüsch hinein, um den Feind hinauszuerwerfen, zurückzudrängen, um neue Parallelen zu ziehen.

Eines Tages war unser Regiment beordert, in ein Gehölz einzudringen, wo andere Truppen keinen Erfolg hatten. Da uns heisse Arbeit bevorstand, wurde ein blutjunger Norddeutscher so zaghaft, dass ihn der Hauptmann mit blanker Waffe in seiner Stellung hielt und uns befahl, den Feigling niederzuschliessen, wenn er ausreissen sollte. Mit vielen anderen ist er am gleichen Tag verwundet worden. In guter Schussweite vorrückend, gaben wir unsere Feuer ab und stürmten unter Hurrah ins Gebüsch dem Feinde entgegen, warfen ihn, aber mit Verstärkung wieder vorrückend, hätten wir nicht standhalten können, wenn nicht andere Truppen sich dicht an unsere Flanken angeschlossen hätten. Es schien, diese Affäre hatte fast die beiden ganzen Armeen in Aktion gebracht. Hin und her tobte der Kampf, bald im Gehölze, bald auf freiem Felde; das Gewehrgeknatter und die dröhnenden Artilleriesalven dauerten ohne Unterbruch fort. Einmal im Geschwindeschritt vorrückend, hatte unsere Co. als Flanken-Co. ein äusserst heftiges Feuer auszuhalten. Viele sanken. Eine Gewehrkugel, die, in schiefer Richtung kommend meinen messingenen Schild traf, der den ledernen Patronentaschenriemen auf dem Leibe zusammenhielt, warf mich über den Haufen; da ich aber keine besonderen Schmerzen verspürte, sprang ich wieder auf die Beine und erreichte schnell wieder meine Cameraden.

Der objektive feindliche Punkt dieses Tages wurde aber genommen und gehalten. Auch sicherten wir uns eine Quelle gutes Wasser, das von höchster Wichtigkeit war, weil von dem schlechten Sumpfwasser viele mit Diarrhoe behaftet wurden und die Hospitäler füll-

ten. Der Vorpostendienst hier war besonders mühsam und gefährlich. Die Vorposten beider Armeen waren immer nahe beisammen, und da war beständiges Feuer, Tag und Nacht. Wenn sich einer unvorsichtigerweise ausser Deckung begab, so zog er gleich feindliche Schüsse an.

Eines Nachmittags hatten wir ein anderes Regiment vom Vorpostendienst abzulösen. Wir wurden gewarnt, auf der Hut zu sein, da nach der Präzision des Feuers zu urteilen, feindliche Scharfschützen drüben sein müssten. Wir suchten Deckung so gut wie möglich, aber immer kamen in fast regelmässigen Abständen Kugeln in ungemütlicher Nähe gepfeffen, und bald waren einige getroffen.

Unser Oberst, der angesprengt kam um zu inspizieren, hatte gleich eine um seine Ohren singend. Vom Pferde springend und sichere Deckung nehmend, inspizierte er die feindliche Linie mit seinem Feldglase, und bald hatte er entdeckt, dass ein oder zwei von den Kerlen auf einem Baume mit dichtem Laube in Front der feindlichen Linie Posto hatten. Eine 50-Dollar-Note für den, der den Kerl vom Baum herunterbläst, sagte er. Dies hörte einer der halbzivilisierten Indianer von einem Regiment von Minnesota nächst zu uns, und wie eine Schlange wand er sich durch die Fenze (Umzäunung) und durch das hohe Gras. Um des Feindes Aufmerksamkeit auf uns selbst zu lenken, vermehrten wir unser Feuer, hoben unsere Hüte auf Lade-
stecken empor, etc., etc. Plötzlich knallte es drüben im Grase und vom Baum herunter purzelte der erschossene feindliche Scharfschütze. Allgemeines Hurrah auf unserer Seite und Wutgeheul und lebhaftes Gewehrgeknatter von der anderen Seite.

Dieses unnütze Vorpostenfeuer war eher Mord als regelrechte Kriegsführung, und so wurde ein gegenseitiges Abkommen getroffen, dies einzustellen und nur zu feuern, wenn eine der Parteien eine Vorwärtsbewegung machen sollte. Und dann geschah, was an die Milchsuppe vor der Schlacht bei Kappel erinnerte, wir riefen einander zu. Zuerst Spottnamen, dann freundlichere Worte und endlich liessen welche ihre Gewehre zurück und kamen in der Mitte zwischen beiden Linien zusammen und tauschten miteinander unsere Sachen aus. Die Südlichen hatten Schnaps und Tabak, und wir Nördlichen hatten guten Kaffee.

So dauerte die Geschichte fort von Woche zu Woche, ohne dass eine nahe Entscheidung in Aussicht stand. Welche energischen Corpsführer und die Mannschaften selbst auch wollten lieber stürmen als das langweilige, hinsiechende Belagerungsgeschäft, und all-

gemein war das Murren und Schimpfen auf den ersten Befehlshaber General Halleck. Endlich während einer Nacht hörten wir ein Donnern und Gekrach, das nicht von Artillerie kommen konnte, und auch der Feuerschein in Corinth überzeugte uns, dass dies Explosionen ihrer Magazine sein müssen. So war es auch, und der Feind wurde in vollem Rückzuge nach dem Süden getroffen. Da zufälligerweise unser Marketender eine grosse Sendung Bier von Cincinnati erhalten, so feierten wir Jungens die Übergabe von Corinth in glorreichster Weise.

Wir glaubten nun, dass nachdem das Hauptbollwerk auf unserer Linie genommen war, wir weiters nach dem sonnigen Süden vordringen würden bis nach dem Golf von Mexiko, und selbst hochstehende Offiziere meinten, dass wir das Rückgrat der Rebellion gebrochen und bald in Frieden nach Hause ziehen könnten.

Welche Täuschung. Es dauerte noch 3 Jahre länger dieser Blutarbeit, um die Sonderbundschlange niederzuwerfen oder zu zertreten.

...

(Es folgen Schilderungen der allgemeinen Kriegsgeschichte der Sezession sowie weiterer persönlicher Erlebnisse)

2. Buch *Kriegsjahre (Fortsetzung)*

Am Ende des 1. Buches habe ich erzählt, wie wir durch den Einfall der Conföderierten unter General Bragg in Kentucky durch die Gebirgspässe im Cumberlandgebirge gezwungen waren, unsere Stellungen südlich vom Cumberlandfluss aufzugeben und in Eilmärschen ihm nachfolgten.

Bei Nashville, Tennessee, ging unsere Division mit andern Truppenkörpern über den Cumberlandfluss. Alles geschah in solcher Eile, dass wir nicht genügend Rationen fassen konnten und litten dabei noch an Wassermangel, was bei der Hitze und dem immer aufwirbelnden Staub doppelt empfindlich war. Trotz allen Anstrengungen der Offiziere, die Kolonne in kompakter Marschordnung zu halten, streiften wir Soldaten durch die nahe liegenden Gehöfte, Felder und Wälder, um etwas aufzutreiben, um unsern peinigen Hunger und Durst einigermaßen zu stillen. Ich war so glücklich, in einem von der Cavallerie durchstöberten Maisfelde einen Maiskolben zu finden, und die harten Körner kauend, konnte ich weiter marschieren; aber

viele konnten nicht aushalten und blieben liegen, um von nachkommenden Wagen und Ambulanzen aufgenommen zu werden.

Im Zentrum Kentuckys in der Nähe von grossen, unterirdischen Höhlen (mit Bächen und einem See, deren Fische keine Augen haben) und südlich vom Green River (Grünfluss) holten wir die feindliche Nachhut ein. Wir glaubten nun sicher, dass es gleich zum Kampfe kommen werde, weil der Feind einen tiefen Fluss mit steilen Ufern vor sich hatte, aber ausser einigem Geplänkel blieb alles für mehrere Tage ruhig. In unserer Front war ein Baumgarten mit vielen Äpfeln und Birnen, und da das unnötige Vorpostenfeuer auf gegenseitiges Übereinkommen eingestellt war, so gingen viele von uns und von den Feindlichen ohne Gewehre ans Einheimsen, wobei es munter genug und ohne Streit herging. Aber das Gemurre bei den Truppen war allgemein, und viele verdächtigten General Buell, unsern Commandierenden, mit Sympathien für die Rebellen. Endlich, nachdem der Feind von unserer Front wieder verschwunden war, rückten wir wieder vor. In der Nähe von Louisville Kentucky fanden wir wieder Fühlung mit dem Feinde, aber wieder wurde der Kampf vermieden. Unsere Division machte Halt und nahm dann den Marsch nach Westen auf, bei der linken Flanke marschierend. So kamen wir an das Ufer des Ohioflusses, wo Transportdampfer bereit lagen, die uns aufnahmen und nach der Stadt Louisville brachten. Dort angekommen, stiegen wir aus, und unter grossem Jubel des loyalen Teils der Bevölkerung marschierten wir in die Stadt und in einer Hauptstrasse Halt machend, stellten wir unsere Gewehre in Pyramiden und erfrischten uns an all den guten Sachen, die die Bürger, Frauen und Mädchen uns brachten.

Morgens gings wieder frisch hinaus dem Feinde entgegen, der bis nahe an die Stadt gekommen war, nun aber zwischen zwei von unseren Armeekörpern stand, nämlich denjenigen unserer Truppen, die in seinem Rücken Stellung genommen hatten, und unserer Division, die mit andern frischen Truppen von Ohio, Indiana, Illinois etc., von der Stadt herkommend, ihn in der Front bedrohte. Unter diesen Umständen fanden es die Rebellenhorden nicht für rätlich, den Kampf aufzunehmen, da aber die direkte südliche Strasse, auf der sie gekommen, von unseren Truppen besetzt war, so schwenkten sie in südöstlicher Richtung ab, in aller Eile den Rückzug antretend. Nun gings wieder in Eilmärschen hinter ihnen her, und jeder fühlte, dass man nun sie nicht so leicht entwischen lassen werde und eine grosse Schlacht die Folge sein müsse.

Bei Springhill, einem kleinen Städtchen, wo wir vorher den vergifteten Schnaps erhalten, machte die feindliche Nachhut Halt und öffnete mit Artilleriefeuer auf uns. Durch die grosse Hitze und den dichten Staub waren die Mannschaften so abgemattet, dass viele der Strasse entlang liegen blieben, so dass, nachdem wir Orders erhielten, in Plänklerlinie vorzugehen, unser Regiment auf eine geringe Zahl zusammengesunken war. Ich war selbst so abgemattet, dass ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Unser Leutnant munterte mich auf mit einem guten Schluck aus seiner Feldflasche. Neue Regimenter aufmarschierend und von anderen Richtungen in das Gefecht eingreifend, war der Feind bald geworfen und eng verfolgt. So war ein laufendes Gefecht für mehrere Tage bis wir bei Perryville das Gros der feindlichen Armee in Schlachtordnung aufgestellt fanden.

Der Kampf entbrannte zuerst gegen unseren linken Flügel, commandiert von Alex Mc Dowell-Mc Cook, ein Bruder unseres ermordeten Obersten Robert L. Mc Cook. In dem nun folgenden zweitägigen Kampfe verlor er eine ungewöhnlich grosse Anzahl von Toten und Verwundeten. Bei uns im Zentrum und auf dem rechten Flügel war der Kampf nicht so hart, obschon wir auch bedeutende Verluste hatten. Als endlich der Feind zum Weichen gebracht wurde und unsere Cavallerie die Verfolgung aufnahm, bot sich uns, den gehaltenen feindlichen Linien zu, ein grausiger Anblick dar. Auf der Hauptstrasse lagen die feindlichen Toten in ihren grauen Uniformen öfters dicht nebeneinander, viele zerquetscht von der hin und her gehenden Artillerie oder der über sie galoppierenden Cavallerie. Hinter Zäunen, Gestrüppen, Gehöften, überall lagen sie. Eine Masse Proviant, Vieh und Pferde, welche sie in Kentucky genommen hatten, wurde ihnen bei der nun scharfen Verfolgung abgejagt, auch Geschütze und Gefangene fielen in unsere Hände.

Bei einer Ortschaft namens Grab Orchard wurde Halt gemacht, und da man nicht die Absicht hatte, dem Feinde in die Gebirge Ost Tennessee's zu folgen, so wurde kehrt gemacht, und in leichten Märschen gings in das mittlere Kentucky zurück.

Dort wurde der Commandierende unserer Armee, Don Carlos Buell, der nie besondere Befriedigung gegeben und bei den Truppen auch nicht beliebt war, abberufen und an seine Stelle wurde General Rosencrans ernannt, derselbe, unter dem wir eine Campagne in West-Virginia mitgemacht hatten.

Nachdem Rosencrans die Armee (immer noch die Armee vom Cumberland) wieder neu organisiert und verstärkt hatte, galt es

Nashville, die Hauptstadt vom Staate Tennessee, das eine schwache Besatzung hatte, wieder zu decken, und so gings wieder Nashville zu.

Bei Gallatin (nach einem in Amerika berühmten Schweizer so benannt), nahe der Grenzlinie zwischen Kentucky und Tennessee, wurde unsere Brigade unter Commando von General Steadman zum Halt commandiert, und wir hatten nun die Aufgabe, den Rücken der vorgehenden Armee zu decken, die Louisville Eisenbahn, die einzige Zufuhrstrasse zu beschützen und zugleich ein Eisenbahntunnel auszureinigen, welches die verwegenen Reiter unter dem Rebellen Forrest aufgeblasen und unfahrbar gemacht hatten.

Da gabs nun ein allgemeines Murren und Schimpfen unter den Jungens. Lieber wollten wir mit den andern Truppen dem Feinde entgegengehen, als diese Dreckarbeit tun und Wachmannschaft sein. Denn dass es bald wieder zum Kampfe gegen die ergrimten Feinde gehen würde, fühlten wir alle: und so kam es auch, denn nach einigen Wochen kam es zu der 3-tägigen Schlacht bei Murfreesboro, 30 Meilen südlich von Nashville, geschlagen Dec. 31./1862 und Januar 1. und 2. 1863, in welcher die südlichen Sonderbündler wieder geschlagen wurden. ...

(Schmid erlebte diese Schlacht nicht selbst. Nach einem 30tägigen Urlaub blieb er ohne eigenes Wollen vom Dienst fern und arbeitete an mehreren Stellen im Gebiet der Grossen Seen und in Windsor/Kanada. In Detroit trat er dann wieder der Armee bei, wo er während des Rests des Krieges Dienst in der Festung Wayne tat)

Als dann im Frühjahr 1865 der lange Krieg zu Ende kam und die freiwilligen Truppen ausgemustert wurden, entstanden Lücken im Schreibpersonal in General Thomas Hauptquartier in Nashville, Tennessee, welche von den regulären Truppen auszufüllen waren, und so erhielt unser Commandierende, General King, Order, zwei zuverlässige Leute von seiner Brigade zu schicken. Sein Adjutant empfahl mich und einen Engländer. Mein Lieutenant sah das aber nicht gerne, weil er mich in der Co. halten wollte, um mich später vom Korporal zum Sergeanten zu befördern. Es half aber nichts, und so wurden meine Order und Papiere ausgemacht. Dabei war eine sogenannte «Discriptive List» (Beschreibungsliste) und ich bemerkte darin zu meinem Erstaunen und grossen Ärgernis, dass ich als Substitut (Stellvertreter) eingeschrieben war. Aber da ich unter keinen Umständen eine solche Offerte angenommen hätte, wenn sie mir gemacht worden wäre, so konnte ich nicht begreifen, wie das geschehen sei. Besann mich dann aber, dass bei meiner Dienstereinrichtung in Detroit,

Michigan, verschiedene verdächtige Umstände mir auffielen, aber dazumal mir nicht erklären konnte. Ich war einige Tage dort bei einem Deutschen und vermute, dass er oder ein anderer zum Krieg gezogen war und mich beim Rekrutierungssergeanten mit natürlich bedeutender Geldsumme an diesen als Stellvertreter einführte, gegen und ohne mein Wissen und Willen und anstatt, dass das wenige Geld, das ich erhielt, Regierungsvergütung war, wie ich irrtümlich meinte, war es Vergütungsgeld von dem betreffenden zum Dienst Gezogenen. Solch zum Dienst Gezogene bezahlten bisweilen Tausende von Dollars für einen Stellvertreter, und so hatte der Rekrutierungssergeant seinen guten Schnitt an mir gemacht. Wie die Sache nun war, war nun aber nichts mehr zu ändern.

Am Hauptquartier in Nashville angekommen, musste ich zuerst experimental Arbeit tun, später als General Thomas selbst einmal meine Rückschrift sah, gefiel ihm dieselbe so gut, dass ich mein eigenes Pult erhielt und alle seine offiziellen Briefe zu schreiben und dann zu copieren hatte. Waren es wichtige Briefe, so schrieb der Stabschef oder ein Adjutant ein Memorandum, mittelst welchem ich dann den Brief ausarbeiten konnte. Manchen Brief schrieb ich an den Kriegssekretär in Washington und auch einige an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Unsere 15–20 Schreiber hatten ziemlich angenehme Zeiten und mit dem regulären Sold, extra Zahlung, Vergütung für Rationen und Uniformstücke, eine Bezahlung bereits so hoch wie eine Lieutenantsgage. Der General sah es gerne, wenn wir proper und sauber aussahen, und so trug ich eine Lieutenantsuniform, aber natürlich ohne die Offiziersauszeichnung.

Im Spätjahr 1865 grassierte die Cholera in Nashville äusserst heftig. Die Negertruppen, die als Hauptquartierwache dienten, starben so schnell weg, dass sie durch weisse Soldaten ersetzt werden mussten. Gegenüber dem Hauptquartiergebäude war eine kleine Strasse, wo ein Schreiner Särge machte. Immerwährend war er mit Leuten umlagert, die auf Särge warteten. General Thomas kam selbst eines Tages ins Bureau und gab jedem ein Fläschchen Choleramedicin mit der Warnung, sehr vorsichtig im Essen und Trinken zu sein, besonders kein Bier zu trinken, eher einen guten Cognac. Mit dem kühleren Wetter verschwand dann die Seuche allmählich. Um diese Zeit lernte ich einen gewissen Mousson aus Zürich kennen, der in Nashville ein gutes Salongeschäft führte.

Im Jahr 1866 wurde mein Regiment nach dem Indian Territorium, welches für die halbcivilisierten Indianer reserviert ist, versetzt,

westlich vom Mississippifluss, und da der dort Commandierende, General E. O. C. Ord, zu kurz an Schreibern war, so ersuchte er General Thomas, mich an sein Hauptquartier in Little Rock, der Hauptstadt des Staates Arkansas, zu beordern; aber Thomas wollte das nicht tun. Als dann aber eine Order vom Kriegssekretär kam, musste er mich ziehen lassen, erhielt aber eine Order, mich am Hauptquartier des General Sherman in St. Louis, Staat Missouri, zu melden, und ich erhielt zugleich schmeichelhafte Zeugnisse vom Stabschef Whipple und Adjutant Keyer.

Wollte einen Urlaub haben, um nach meiner Familie in Cincinnati zu gehen, konnte aber denselben nicht erhalten, hingegen erhielt ich Erlaubnis, für mehrere Wochen Zeit für die Reise zu nehmen. Dies gab mir Gelegenheit nach Cincinnati zu gehen, wo ich Frau und Kinder in guter Gesundheit fand. Meine Frau wohnte dazumal bei Daniel Pfister, dessen Frau, eine gute, brave Frau, mir Andeutungen machte, dass meine Frau und Pfister freundlicher zueinander seien, als ihr lieb sei. So wurde mir der Abschied nicht schwer und machte mich auf meine Reise. In St. Louis angekommen, wäre ich gerne dort geblieben, weil es eine schöne Stadt mit starker deutscher Bevölkerung ist, als ich aber an Sherman's Hauptquartier rapportierte, erhielt ich Orders bei Ord in Little Rock, Arkansas, zu rapportieren. So nahm ich Passage auf einem Mississippidampfer hinunter nach Helena, Arkansas, und von dort per andern Dampfer den Arkansasfluss hinauf nach Little Rock, wo ich nach langer, beschwerlicher Reise endlich ankam.

Der Chefschreiber, ein Bürger und Deutscher, sagte mir, dass er froh sei, dass ich gekommen sei. Ich brauche nicht nach meinem Regiment zu gehen. Der Stabschef, Major Green, machte eine Order aus, dass ich am Hauptquartier bleiben soll, und so übernahm ich wieder Bureauarbeiten. General Ord, der in der Nähe der Stadt wohnte, hatte eine schöne Tochter, die Besuch erhielt von dem mexikanischen General Trevino, welcher, wie ich später vernahm, dieselbe heiratete. Gegen Sommer 1867 wurde unser Hauptquartier nach Vicksburg im Staate Mississippi verlegt. Da gab es viel Arbeit, um die Bücher und alle offiziellen Papiere zu packen und ans Dampfboot zu bringen. Endlich bereit zum Abfahren, dampften wir den Arkansasfluss hinunter. Auf dieser Fahrt hatten die Offiziere ihre Familien mitgenommen. Eines Tages, als ich auf dem untern Deck spazieren ging, bemerkte ich, wie eine sorglose Negerin ein Kind vom oberen Deck fallen liess. Im selben Momente hatte ich auch

schon dasselbe in meine Arme aufgenommen und übergab es der jammernden Mutter, der Frau unseres Stabschefs, Major Green, welcher mir nachher persönlich dankte. Bei Helena in den Mississippistrom einfahrend, dampften wir Vicksburg zu, der alten Rebellenfestung, welche von General Grant nach langer Belagerung mit vielen Gefangenen, Geschützen und Kriegsvorräten genommen worden war. Ans Land gestiegen und die steilen Ufer erklimmend, sahen wir die Höhlen in den Sandfelsen, wohin sich die Einwohner geflüchtet hatten, während den heftigen Bombardements unserer Belagerungsbatterien und den schweren Geschützen unserer Kanonenboote im Mississippistrome.

Unser Hauptquartier wieder etabliert, wurden unsere gewöhnlichen Bureauarbeiten wieder aufgenommen. Sah dort öfters Herr Davis, Bruder des Präsidenten Davis des südlichen Sonderbundes.

Am 15. September 1867 war meine dreijährige Dienstzeit bei meinem Regimente abgelaufen, und so kam ich für meinen Abschied ein, der mir dann auch auf Pergament geschrieben, eingereicht wurde.

Major Green, der Stabschef, indem er mir ein sehr schmeichelhaftes Zeugnis übergab, bemerkte mir, dass General Ord wünsche, dass ich als Bürger im Bureau bleiben solle, weil durch Wiedereinführung der Civilordnung in den südlichen Staaten enorm viel Arbeit vorliege. Ich wollte es aber nicht annehmen, weil ich mich nach meiner Familie sehnte. Major Green offerierte mir dann, dass er mir einen Urlaub für einen Monat geben werde, wenn ich versprechen würde, zurückzukommen, mit fortlaufendem Gehalt von \$ 100.— per Monat, wenn ich nicht irre. Ich schlug auch diese generöse Offerte aus, welches ein grosser Irrtum meinerseits war und begab mich auf die Reise, zuerst nach Cincinnati, Ohio, und von dort nach Philadelphia im Staate Pennsylvania, wohin meine Frau mit Kindern gezogen war und bei ihrer Schwester, einer Frau Hassenforder, wohnte. Ihr Mann, Hassenforder, ein Elsässer von Geburt, der die eisernen diebs- und feuerfesten Geldschränke machte, hatte mir früher schon brieflich versprochen, dass ich in seinem Geschäfte eine Anstellung finden würde.

Nachdem aber die ersten Freuden des Wiedersehens vorbei waren und ich die versprochene Stelle annehmen wollte, stellte es sich heraus, dass er mich nur für gewöhnliche Handlanger-Arbeit mit niedrigem Lohn gebrauchen wollte, was ich nicht annehmen konnte.

Endlich konnten wir nun hier, meine Frau und ich, unsere Heirat bei einem hiesigen Magistrat gehörig legalisieren lassen, weil sie in

dem Cincinnati Gerichtshof eine Scheidung von ihrem früheren Mann erwirkt hatte. Da mein mitgebrachtes erspartes Geld nicht lange aushalten würde, so musste ich mich natürlich um irgendwelche anständige Beschäftigung und Verdienst umsehen, und so kam ich als Verkäufer in ein Seil- und Bindfadengeschäft, zuerst auf Commission und dann auf festes Gehalt. Dazumal, als sie (meine Frau) auf mein Gehalt zum Lebensunterhalt angewiesen war, lebten wir glücklich und zufrieden, und ich fühlte mich glücklich zu Hause mit ihr und den Kindern.

Es dauerte aber nicht lange, so wollte sie Veränderung, und um besser vorwärts zu kommen, wie sie sagte, richteten wir (vom Schwager Hassenforder weggezogen) ein Esshaus ein, in welchem sie bald gute Geschäfte tat. Im 1870 hatten wir soviel, dass ich meine mühsame Stellung aufgeben und ein Restaurant mit Wirtschaft übernehmen konnte, wo wir auch bald wieder gute Geschäfte taten. Es war just während dem deutsch-französischen Kriege und die 15–20 Kostgänger, die wir hatten: Deutsche, Schweizer, Franzosen, Irländer, Engländer etc. machten das Geschäft lebendig, öfters zu lebendig für den Hausfrieden.

Dann brachen die schwarzen Blattern aus, blieben aber lange verschont, bis endlich doch ein Engländer sich hinlegte, welches ich aber von den andern im Hause geheim halten musste, weil es sonst mein Ruin gewesen wäre. Durch einen befreundeten Arzt erhielt ich eine Order an die Gesundheitsbehörde, den Mann ins Hospital zu bringen, und so an einem frühen Morgen, bevor jemand auf war, kam eine Ambulanz angefahren und nahm ihn mit.

Späterhin, als meine Frau anfang missmutig zu werden, verkaufte ich das Geschäft für \$ 1000.— (hatte \$ 400.— bezahlt) und hatte dazumal im Sinne einen kurzen Besuch nach der alten Heimat zu machen, wollte aber vorher ein anderes Geschäft einrichten, zu dem sie in meiner Abwesenheit sehen könnte. Dies Geschäft wollte sie aber nicht und zog vor, in eine schlechte Geschäftsgegend zu ziehen, wo durch Verluste das meiste Geld wieder verloren ging.

Ich ging wieder als Verkäufer in das frühere Seil- und Bindfadengeschäft und liess sie allein schalten in ihrem selbstgewählten Platz, bis sie es müde war und bat, sie doch auf einen besseren Platz zu bringen.

Dann kaufte ich ein Cigarrengeschäft, wo wir mit meinem Verdienste so ein leidliches Auskommen fanden. Sie wurde auch diesem Geschäfte bald überdrüssig und wollte wieder ein Essgeschäft. Ich wählte einen guten Geschäftsplatz an einer prominenten Strasse; als

ich aber dort einziehen wollte, wollte sie nicht mit, weil sie einen andern Platz für sich ausgewählt. Ich zog aber mit den ältern Kindern auf meinen gewählten Platz und liess sie mit dem jüngsten dort, wohl wissend, dass der neue Mann, der den Cigarrenstore von mir gekauft hatte, sie nicht lange dort sitzen lassen werde, und so kam sie dann auch am zweiten Tag knurrend und murrend angerutscht. Nachdem das nun eingerichtete Geschäft einigermassen im Gange war, nahm ich eine Stelle an als Buchhalter in einem Kupfer- und Messinggeschäft, geführt von zwei Schweizern, Trottmann und Ott. Trottmann war derselbe Schweizer (Bremgartner), mit dem ich 1854 über See kam. Ich blieb mehrere Jahre bei dieser Firma, bis sie sich trennten. Meine oberflächlichen Kenntnisse von Buchhaltung hatte ich vervollkommenet durch Privatstunden in Nashville, Tennessee, als ich im Hauptquartier von General Thomas war.

Um diese Zeit wurde ich als Secretär des hiesigen Grütlivereins gewählt, welches Amt ich 12 Jahre hatte.

Ein Brauer namens Henry Müller (ein Thurgauer) hatte eine neue Brauerei gebaut, welche beim Eiseinpacken einstürzte und mehrere tötete und viele verwundete, und da er an oben genannte Firma (Trottmann und Ott) viel schuldete, so wurde ich recommandiert, um Ordnung in sein finanzielles Chaos zu bringen. Legte regelmässige Bücher an und besorgte Collectionen und tat mein Bestes für den Mann, bis ein zungenglatter Schwabe mich verdrängte. Derselbe verstand nichts von Buchhaltung, vernachlässigte daher dieselbe und anstatt neue Kunden zu verschaffen, verlor er welche und war selten nüchtern, und so kam es, dass der Herr Müller mich gerne wieder im Geschäft haben wollte, ich verspürte aber keine Lust dazu.

Nahm dann aber Stellung an bei einem Flaschenbierbrauer namens Chas Wolters, bei dem es mir gut gefiel.

Nach einiger Zeit machte mir ein Schweizer den Vorschlag, in sein Maschinengeschäft als Companion einzutreten. Ich bemerkte, dass ich nicht gerne eine gute Stelle aufgeben würde und überhaupt kein Kapital als Einlage habe. Er erwiderte, dass er genug Geld erhalten könne auf seinen Namen hin, wenn ich eintreten würde. So liess ich mich überreden, gab meine Stelle auf, und wir fingen das Geschäft an. Arbeiteten mit 12–15 Mann und hatten immer Orders, besonders für Dampfseidenwebstühle. Da das Geschäft gut ging, nahm ich meinen ältesten Sohn Robert ins Geschäft und war der Hoffnung, in einem gut etablierten Geschäft zu sein. Dann aber wurde mein Associé Sollberger gleichgültig, fing an zu trinken und

vernachlässigte das Geschäft. Daraufhin verkaufte ich Bau Verein Stock, bezahlte das geliehene Geld, das er auf seinen Namen erhalten, führte das Geschäft fort auf meinen eigenen Namen und behielt ihn im Geschäft als Superintendent. Dies war ein Irrtum, für den ich zu büßen hatte. Er tat alles gegen mich und konnte besonders Robert nicht leiden. So dauerte es nicht lange, dass ich zum Entschluss kam, das Geschäft abzuwickeln, welches ich mit Verlust von ungefähr \$ 500.— vollzog. Meine Frau zankte und tobte dann wegen dem verlorenen Gelde und wollte hinter meinem Rücken die noch mir zugut kommenden Bau Verein Stocks einkassieren, was ihr aber nicht gelang, weil ich vom Schatzmeister zeitlich Notiz erhielt. Verkaufte dann jene Stocks selbst und eröffnete ein Schreibmaterialien- und Cigar-Geschäft, während dem sie immer noch den Esssalon führte. Hatte aber in meinem neuen Geschäft keinen besonderen Erfolg, und so kam es, dass, als Brauer Müller, bei dem ich (wie früher bemerkt) ungefähr ein Jahr im Bureau war, mir eine neue Stelle in seinem nun gut etablierten Geschäft offerierte, ich dieselbe annahm und ungefähr zwei Jahre bei ihm war. Als er dann sein Flaschenbiergeschäft (als Zweig seiner Brauerei) aufgab, hatte ich meine Stellung auch wieder aufzugeben. War dann abwechselnd wieder Verkäufer in dem früheren Seil- und Bindfadengeschäft und arbeitete beim Tag oder Stund bei kleineren Geschäftsleuten, die keinen regelmässigen Buchhalter beständig halten konnten. Nachdem der Brauer Müller, bei dem ich zweimal in Diensten war, gestorben war, ging das Geschäft an seine Söhne über, welche mich wieder engagierten, um die Collectionen für das rasch anwachsende Braugeschäft zu übernehmen. Kurze Zeit nachdem ich wieder im Geschäfte war und eines abends, nach Hause kommend, fand ich fremde Leute im Besitze unseres Esssalons. Ich war natürlich äusserst erstaunt und verblüfft, und auf Befragen erfuhr ich, dass meine lebenswürdige Alte das Geschäft für eine gute Summe verkauft, das Geld eingesteckt und mit den Kindern weggezogen sei. Es nahm mir geraume Zeit, bis ich ausfand, wohin, natürlich nicht in der Absicht sie, sondern die Kinder zu sehen, welche dann auch auf mein Schreiben hin mich dann und wann besuchten. Da ich mein übriges Geld, trotz ihrem Gekeif und Gezänk, immer ihr gegeben hatte, war ich nun entblösst von allen Mitteln und hatte keine Heimat.

Frau Müller, die Mutter der Brauersöhne, gab mir dann Logis in ihrem feineingerichteten Hause, und so versuchte ich mich in meine neue Lage zu fügen.

Aber bald hatte ich wieder eine andere Heimsuchung. Eines Tages, als ich mit Gustav Müller, dem Sohne, der die Bureauarbeiten leitete, ausfuhr, sprang ich mit ihm in Eile aus unserem Fuhrwerk, wobei ich einen Fuss beschädigte. Nach Hause gekommen, erhielt und gebrauchte ich die unrechte Medicin, welche Blutvergiftung erzeugte, von welcher ich erst nach langwieriger Krankheit im Deutschen Hospital curiert wurde. Obschon meine Frau mich auf schmäbliche und ungesetzliche Weise verlassen hatte, verlangte sie dennoch Unterstützung für sie und die Kinder, und da ich kein Geld zum Prozessieren hatte, gab ich \$ 5.— ab von meinem Wochenlohn von \$ 18.—.

Nachdem dies so bereits drei Jahre gedauert hatte, hätte ich Gelegenheit gehabt, eine brave Frau (Schweizerin) zu heiraten und engagierte einen Advokaten um eine Scheidung durchzusetzen. Bald darauf schickte er mir eine Notiz, dass sie mit ihrem Advokaten mich in seiner Office sehen wollte. Auf Befragen meines Advokaten, was ich gegen sie getan habe, dass sie mich so schmäblich behandelt und verlassen habe, brach sie in Weinen und Heulen und bat, ich möchte doch wieder zu ihr kommen, sie würde mich gewiss gut behandeln. Mein Advokat riet mir an, ich solle es wieder mit ihr versuchen, hauptsächlich um der Kinder willen.

So liess ich mich überreden und ging zurück, was ich in nicht gar ferner Zukunft wieder zu bereuen hatte.

Zu dieser Zeit hatte sie wieder einen Esssalon, nicht weit von dem früheren Platze, und da das Haus zum Verkauf war, so suchte ich sie zu überzeugen, dasselbe zu kaufen, damit wir für uns und die Kinder eine eigene Heimat hätten, ich könnte die monatlichen Abzahlungen grösstenteils mit meinem Gehalte entrichten. Von dem wollte sie aber nichts wissen in ihrem Eigensinn, sie wolle das Essgeschäft aufgeben und eine reguläre Restauration haben. So kauften wir eine solche, und um den Trinksalon in derselben zu besorgen, musste ich meine Stelle aufgeben, was den Brauern Müller sehr leid tat.

Nachdem wir nun in dieser Restauration einige Verbesserungen gemacht, ging das Geschäft ziemlich gut, ging aber später wieder zurück wegen verschärfter Konkurrenz in der Nachbarschaft. Dann, eines schönen Morgens ging sie mit dem Marktkorb aus dem Hause, um, wie ich meinte, Fleisch und Gemüse zu kaufen, dies war aber nicht der Fall. Anstatt dessen mietete sie wieder einen Esssalon in einem anderen Stadtteil und zog mit Haushalt und den jungen Kindern dorthin, mich (und die älteste Tochter Barbara mit ihrem Mann) allein lassend. Führte das Geschäft weiter, sah aber bald ein, dass mit

noch mehr fremder Hülfe kein Auskommen war, und so benützte ich die Gelegenheit, ziemlich vorteilhaft zu verkaufen.

Unterdessen ging's ihr aber schlecht genug in ihrem neuen Geschäft, und ich musste endlich ihre Hausmiete bezahlen, um eine gesetzliche Execution gegen sie zu verhüten. Wieder eröffnete sie einen Esssalon, in derselben Gegend, wo sie die zwei früheren Geschäfte hatte, und als ich eines Tages hinkam, um das Weitere zu besprechen, hatte das gemeine Weib die Frechheit, mir die Türe zu weisen. Ein anderer hätte sie auf dem Platze zusammengeschlagen, ich aber ging ruhig meines Weges, endlich zur vollen Überzeugung gekommen, dass es eine Trennung für immer sei. Dies war im Jahre 1885 und hab sie seitdem nicht mehr gesehen und will sie auch nicht mehr sehen. Dann mit Hülfe der Brauer Müller eröffnete ich einen Trinksalon, wo ich so leidlich auskommen konnte, aber die Unvorsichtigkeit beging, mit einem Juden in Verbindung zu treten, um das Weingeschäft zu betreiben. Natürlich kam ich zu kurz und verlor das Geschäft und alles, was ich hatte.

Nahm wieder Stellen an als Buchhalter bei verschiedenen Brauern, aber hatte nie die Genugtuung, für eine Reihe von Jahren in ein und derselben Stellung zu bleiben. Von 1886 bis spät 1890 war ich bei drei solchen Brauern, die nie regelmässige Buchhaltung führten. Für jeden eröffnete ich regelmässige Buchhaltung, besorgte die Collectionen und andere Geschäfte, fand aber bei keinem die gehörige Anerkennung.

Bei einem hatte ich einen weiten Weg durch Kot oder Schnee nach der weit von der Stadt entfernten Brauerei zu laufen. Verlangte von ihm Pferd und Fuhrwerk zum Collectieren bei den vielen Kunden, wie ich es bei dem letzten Brauer hatte, nicht so sehr wegen meiner eigenen Bequemlichkeit als zur Sicherheit des collectierten Geldes. Er versprach's, tat aber nichts.

Eines Winterabends, es war schon dunkel und es stürmte und schneite, kam ich durch den Schnee watend nach der Brauerei hin, da machte mich ein Bahnstationswächter darauf aufmerksam, dass einige Strolche in dem Gehölze nahe der Brauerei auf mich abpassten, wahrscheinlich um mein Geld abzunehmen. Da ich keinen Revolver oder andere Waffen bei mir hatte, machte ich eine Detour zu einem unserer Kunden, welcher mich dann nach Hause begleitete und dort sicher angekommen, meinem Herrn Principal tüchtig seine Meinung sagte. Einige handfeste Brauerburschen, die wir nach dem Gehölze schickten, bemerkten die Strolche noch auf der Flucht.

Ich blieb aber nicht mehr länger und nahm gleich eine bessere Stellung an. Mein Nachfolger, ebenfalls ein Schweizer, ein Aargauer namens Baumann, vernachlässigte nicht nur die Bücher, sondern beschwindelte ihn um eine bedeutende Summe und zu guter Letzt ging er mit der letzten Collection durch, mit den ungefähr \$ 600.— ein schönes Reisegeld kapernd.

Bei einem andern Brauer machte ich die Erfahrung, dass, nachdem ich ungefähr ein Jahr im Geschäft war, er mir seine Tochter, die er in die Industrie-Schule geschickt hatte, mir als meine Nachfolgerin vorstellte.

Bei einem dritten Brauer, dem ich ebenfalls doppelte Buchführung anlegte, war ich durch Vergrösserung des Geschäfts so überarbeitet, dass mein Nervensystem förmlich zerrüttet wurde, und «la grippe» dazukommend, ich aufs Krankenlager geworfen wurde.

Erholte mich einigermaßen, so dass ich leichte Beschäftigung annehmen konnte. Bald war ich aber wieder mit Rheumatismus behaftet, welcher in, was die Ärzte «Sciatica» nennen, ausartete. Dies waren solche argen Schmerzen in der rechten Hüfte, dass ich wochenlang im Bett bleiben musste, weil ich nicht laufen konnte. Nachdem der Arzt alle seine Mittel erschöpft hatte, ohne mir zu helfen, kurierte ich mich selbst durch die Bansheitismus (?) Methode.

Als ich wieder laufen konnte, war ich durch die vielen Kosten von allen Mitteln entblösst, fühlte, als wenn ich wieder krank werden würde und fand auch keine angemessene Stellung. Unter diesen Umständen nahm ich die Offerte eines Pensionsagenten an, mir auf meinen Abschied hin in der regulären Armee Pension zu verschaffen. Er riet mir an, nach der Soldaten-Heimat bei der Festung Monroe in Virginia zu gehen, und so kam ich im Januar 1891 dorthin.

Wie ich es dort gefunden, wie ich endlich meine Pension erhalten, wie der Gouverneur mich zum Sekretär des Verwaltungsgerichts ernannte und wie durch gehässige Machinationen von den Gemeinsten der Gemeinen mir das Leben dort überdrüssig wurde und ich einen Urlaub nach Philadelphia nahm, habe ich in meinen letzten Briefen erzählt. War eine Zeit lang in Washington, unserer Hauptstadt, in der Hoffnung, eine Anstellung in einem der Regierungsbureau zu finden; aber durch den Regierungswechsel 1893 haben die alten Soldaten wenig Aussichten für Anstellung, weil dieselben, gegen die wir kämpften von 1861 bis 65, wieder das grosse Wort führen in Congress- und Regierungskreisen.

So kam ich wieder nach Philadelphia, wo ich dann mit einigem Verzug die Stelle in dem Brauerei-Bureau meines jetzigen Prinzipals, Herrn Hohenadel, einem Deutsch-Amerikaner, erhielt und bei dem es mir bis jetzt ziemlich gut gefallen hat.

Meinen Urlaub von der Soldaten-Heimat erneuerte ich alle 6 Monate und sollte ich krank werden, so gehe ich wieder hin; die Reisekarten habe ich.

So habe ich keine Bekümmernisse und sehe ruhig meinem Ende entgegen in dem festen, unerschütterlichen Glauben, dass der allmächtige, allgütige, himmlische Vater, durch unsern Heiland Jesus Christus mich in Gnade aufnehmen werde.